P. o. germ. 1726 o/7

1942.

A. F. E. Langbein's

prosaische Werke.

Rechtmäßige und vermehrte Original-Ausgabe.

Zweiter Theil.

Enthält: Mährchen und Erzählungen.

Mit königl. württembergischem Privilegium.

Stuttgart,
J. Scheible's Buchhandlung.
1836.

A. F. E. Langbein's

prosaische Werke.

Verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe.

Zweiter Theil.

Enthält: **Mährchen und Erzählungen.**

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1836.

Dantzer inv.   H. Pinhas sc.

Langmantel

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Vollständige,
vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte
Original-Ausgabe letzter Hand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Siebenter Band.

Enthält: **Mährchen und Erzählungen.**

Mit königl. würtembergischem

Hoffmann'sche
Leihbibliothek
in Weissenburg.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1836.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei Fr. Henne.

Mährchen.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Langmantel.

1.

An einem Herbstabend, da es eben heftig regnete und stürmte, saß Raimund von Rabenfels, der Besitzer des Schlosses Weiherburg in Tyrol, mit seinem Freunde Vollrad von Kahlau behaglich beim Becher. Zwischen ihnen brüstete sich eine Person, die eigentlich nicht an den Herrentisch gehörte. Es war die Schaffnerin Sabine, ein plumpes, alterndes Weib, das Vormittags, wie ein gemeiner Aschenbrödel, in der Küche wirthschaftete, sich dann mit seidenen Kleidern, goldenen Ketten und Ringen schmückte, mit dem Ritter und seinen Gästen tafelte, und sich überhaupt in allen Dingen, wiewohl sehr ungeschickt, als seine Gemahlin benahm.

Indem diese Gesellschaft um die Wette trank, und sich mit unfeinen Scherzen erlustigte, kam ein Diener und meldete seinem Herrn: es sey ein Fremdling da, der ihn sprechen wolle. „Wer ist er? wie heißt er?“ fragte Raimund. „Das weiß ich nicht,“ sagte der Diener. „Vermummt und seinen Namen verschweigend, gibt er vor, er sey ein Bekannter von Euch, und wolle Euch einen Falken verehren, den Ihr oft bei der Reiherbeitze gelobt und zu besitzen gewünscht hättet.“

Raimund machte ein halb frohes, halb verdrießliches Gesicht, und sprach: „Ich errathe den geheimen Gast, und es ist mir an seinem Besuch nichts gelegen, doch, in Rücksicht des angebotenen Geschenks, mag er kommen.“

Der Fremde trat, mit einem Falken auf der Hand, herein. Raimund erkannte in ihm sogleich seinen jungen Vetter Albert von Weiherburg, und sagte hart: „Was willst du hier? was folgst du mir nach? Um deiner los zu werden, verließ ich meinen alten Wohnsitz, und bezog in aller Stille dieses finstre Waldschloß, wo ich vor dir sicher zu seyn glaubte.“

„Wie hab' ich diesen Zorn verdient? fragte der Jüngling. „Ich war Euch von Jugend auf mit Leib

und Seele zugethan, wagte für Euch, wie ein reisiger Knecht, mein Leben in Euren Fehden, und begehrte nimmer Dank oder Lohn."

„Welche Großmuth!" spottete Raimund. „Du verlangtest keinen Theil meiner Habe: du wolltest sie lieber dereinst ganz besitzen, und stahlst dich deßhalb ins Herz meiner Tochter. Aber du machtest deine Rechnung ohne den Wirth. Bertha's Hand ist versagt."

„Das kann ich bezeugen, junger Gesell!" fiel Vollrad mit Nachdruck ein. „Ich bin der Bräutigam."

Aufgeblasen warf er sich dabei im Stuhle zurück, und schlug auf seinen ansehnlichen Bauch.

Albert sah den widrigen Menschen, dem Roheit und Völlerei aus den Augen leuchteten, für einen unbedeutenden Nebenbuhler an, und achtete seiner Zwischenrede nicht, sondern sagte zu Raimund: „Gebt Hab' und Gut wem Ihr wollt; nur laßt mir Bertha! Sie hat mir Treue gelobt, und wird sie nicht brechen."

„Das wollen wir sehen!" rief Raimund. „Es gibt Mittel, sie zu zwingen, und ich werde keins unversucht lassen, meinen Willen durchzusetzen. Kurz, der Handel mit dir ist aus. Geh deines Weges, und komm nicht wieder! Doch zum Zeichen, daß ich übrigens keinen

Zorn gegen dich hege, will ich deinen Falken nicht verschmähen."

„Nehmt ihn hin!" sprach Albert, und übergab ihm sein liebstes Eigenthum.

Raimund dankte mit Kopfnicken, und machte dann eine vornehme Bewegung mit der rechten Hand, die andeuten sollte, daß Albert nun gehen könne. Aber der Jüngling, den das verdroß, sagte: „Ihr wißt vermuthlich nicht, daß draußen ein grimmiges Wetter tobt; sonst würdet Ihr ohne Zweifel so höflich seyn, mir ein Nachtlager anzubieten."

Schweigend sah der Ritter die ihn ganz beherrschende Schaffnerin an, ob sie wohl Gewährung erlaube. Sie neigte sich, nach einigem Bedenken, zu ihm hin, und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Er lächelte, als hätte sie ihm einen lustigen Einfall mitgetheilt, wandte sich zu Albert, und sagte: „Ich will dich diese Nacht beherbergen; aber ich bitte mir aus, morgen in aller Frühe das Schloß, ohne weiteren Wortwechsel zu verlassen."

Albert schwieg und dachte: das wird sich finden.

2.

Die Schaffnerin stand jetzt auf, nahm zwei Lichter, winkte ihm, ihr zu folgen, und ging durch verschiedene Kreuz- und Quergänge, die aus dem bewohnten Flügel des Schlosses in das öde Hauptgebäude führten, stumm vor ihm her. Sie kamen endlich an einen großen offenen Vorsaal. Hier blieb sie stehen, gab ihm ein Licht in die Hand, zeigte ihm gegenüber eine hohe, schwarze Thür, und sprach: „Da gehet hinein! Ihr werdet Raum genug finden, und vielleicht auch Gesellschaft.“ Das gesagt, verließ sie ihn, und eilte zurück.

Albert, dem bei Anmeldung der Gesellschaft, die er in dieser wüsten Schloßgegend antreffen sollte, fast bang' und unheimlich ward, ging langsam über den Vorsaal, und horchte vorsichtig an der schwarzen Thür, ob sich innerhalb etwas bewege. Er hörte keinen Laut, alle Furcht wich von ihm, und er öffnete rasch die unverschlossene Thür. Da stand er auf der Schwelle eines ungeheuern Saales, den er nicht übersehen konnte, weil seine Kerze kaum den dritten Theil desselben erleuchtete. Fünf oder sechs lebensgroße männliche Bildnisse in Rittertracht, die in der Mitte des Saales an der Wand hingen, sahen ihn, als er mit hochgehalte-

nem Lichte bei ihnen vorbei ging, finster an, und das erste in der Reihe von oben herab schien sogar, wie erschrocken, zusammen zu fahren, und mit dem Kopfe zu schütteln. Er glaubte, seine Augen hätten ihn getäuscht, und ging muthig vorwärts.

Aber ein Schauer überlief ihn beim Anblick einer kleinen schwarzen Gestalt, die am Ende des Saales auf einem hohen Gestelle saß, und ihn mit feurigen Augen anblitzte. Er wich, ungeachtet er sich zugleich seine Furchtsamkeit verwies, einen Schritt zurück. „Bleib hier!" rief das kleine Wesen mit freundlicher Stimme! „Du bist mir willkommen." Damit erhob es sich von seinem Sessel, und ein altes, zwerghaftes Männlein, dessen schneeweißer Bart über die Brust hinab reichte, kam auf ihn zu. Es trug einen hohen, spitzen Hut und langen schwarzen Mantel, den es, wie den Schweif eines Frauenkleides, hinter sich her schleppte.

Albert scheute sich, die ihm dargebotene Hand zu fassen. „Schlag' ein, und fürchte dich nicht!" sagte das Männlein.„ Ich habe Gutes mit dir im Sinne. — Man wies dich zwar in arglistiger Absicht hieher; man hoffte, ich würde dich mißhandeln oder wohl gar würgen; aber ich lasse mich nicht zum Meuchler gebrauchen. Am wenigsten hast Du von mir Feindseligkeiten

zu befahren, da ich deinen Voreltern, als sie noch diese Burg im Besitz hatten, immer treu, hold und gewärtig war. Doch mit dem bösen Geschlechte, das sich vor hundert Jahren durch ein Bubenstück hier einnistete, hab' ich keinen Verkehr. Ich bleibe nur noch aus alter Gewohnheit hier, bewohne diesen Saal und sitze gern auf jenem alten hölzernen Throne, auf welchem einstmals Kaiser Maximilianus den Abgeordneten von Venedig Gehör gab, als die Streitigkeiten dieses Staates mit Tyrol beigelegt wurden. Doch von solchen Nebendingen ein ander Mal! Ich weiß, du kamst her, um das schöne Fräulein zu sehen; das wird aber schwer halten, mein Lieber! Die arme Bertha sitzt im Thurme gefangen."

„Gott! was hat sie verbrochen?" rief Albert.

„Sie leidet um dich! Deinetwegen hat sie den verhaßten Gespons, den ihr der Vater aufdringen will, unfreundlich empfangen, und ihm ins Gesicht gesagt, daß sie ihn nicht lieben könne."

Albert schwankte zwischen Freude und Leid.

„Was spendest du mir, wenn ich dich zum Mägdlein führe?" fragte der Kleine.

„Mein höchstes Gut, mein Leben, setz' ich dran;" sprach der Jüngling.

„Ei! was könnte mir das helfen?“ entgegnete das Männlein. „Ich will dir umsonst dienen. — Folge deinem Lichte, wohin es dich, wie den Blinden sein Führer, leitet. Ich habe nicht Zeit, mit dir zu gehen; aber die Thurmpforte wird sich von selbst dir aufthun. Nach einer halben Stunde ruf' ich dich wieder ab. Ein längeres Gespräch unter vier Augen kann ich für dießmal nicht gestatten.“

3.

Albert fühlte jetzt an der Hand, die das Licht hielt, einen sanften Zug, als faßte sie ein unsichtbares Kind, um ihn von dannen zu führen. Willig und freudig ließ er sich durch eine lange Reihe wüster Hallen und Gemächer leiten, und kam endlich, als er einige verfallene Stiegen hinabgeklettert war, in einen mit Gras und Gesträuch überwachsenen Hof, wo Regen und Wind so gewaltig rauschten, daß er jeden Augenblick das Erlöschen des Lichtes besorgte. Aber es brannte wie von Glaswänden beschirmt, ruhig fort, und zog ihn durch das Gestrüppe hin an einen runden Thurm, dessen Pforte langsam aufging, als er sich nahte. Da ward er innerhalb des Thurmes einer schmalen Wen=

deltreppe gewahr. Sein Wegweiser gab ihm zu verstehen, daß er sie hinaufsteigen solle, und er hatte kaum einige Stufen hinter sich, als ihm wehmüthige Töne von oben entgegen schallten. Es war Bertha's Stimme; sie sang:

Vergebens trennt ihr Mauern,
Wo Schrecken mich umschauern,
Von Licht und Luft mich ab.
Ihr sollt mein Herz nicht zwingen,
Sollt Dem es nicht entringen,
Dem es sich treu ergab.
Nein, eh' ich von ihm lasse,
Und liebe, den ich hasse,
Umfangt mich ewig, als mein Grab!

Rasch flog er die Schneckentreppe vollends hinan; die Eisenthür eines kleinen Gemachs sprang auf; Bertha, bei einem Lämpchen sitzend, fuhr empor und that einen Schrei, weil sie ein zauberisches Trugbild vor sich zu sehen glaubte. Albert nannte seinen Namen, und beruhigte sie mit Worten und Geberden. „So bist du's wirklich?" sagte sie freudig. „Welches Wunder brachte dich hierher? Er berichtete ihr den Auftritt

in der väterlichen Trinkstube, und rühmte die Dienstfertigkeit des wunderbaren Männleins, das er im kaiserlichen Thronsaale gefunden hatte.

„Ach!" rief Bertha, „das ist der Hausgeist, der sogenannte Langmantel, der dieses Schloß seit undenklichen Zeiten bewohnt, und sich, nach alten Sagen, bald als ein treuer, behülflicher Diener, bald als ein tückischer Kobold gezeigt hat.

„Still, still!" flüsterte Albert. Der kleine Patron möchte horchen und unfreundlich werden. Bis jetzt bin ich ihm Dank schuldig, und ich hoffe, er wird weiter helfen." —

Sie erwähnten nun seiner nicht mehr. Bertha erzählte, wie es ihr bisher ergangen war. „Die Urheberin aller meiner Leiden ist Sabine;" sagte sie. „Dieses herrschsüchtige Weib forderte von mir den Gehorsam eines Kindes, und da ich mich ihr, die meine Dienerin seyn sollte, nicht unterwarf, rächte sie sich durch Anschwärzung bei meinem Vater, verhetzte ihn zugleich gegen dich, und versprach ihm, mich mit einem bessern Bräutigam zu versorgen. Als du nun bald darauf deine Freunde in der Schweiz besuchtest, erschien indessen der saubere Freier, den du vorhin gesehen hast. Unmöglich konnt' ich ihm, der dich ver-

drängen wollte, freundlich begegnen. Haß und Verachtung stiegen noch höher, als ich erfuhr, daß er vormals Sabinens Buhle gewesen sey. Kurz, er war mir ein Abscheu, und ich verhehlte das nicht. Dennoch wollt' ihn mein Vater mir aufzwingen, und bezog dieses Schloß, damit Vollrad seine Freierei bequemer fortsetzen könne, weil er in der Nähe ein Landgut hat, wovon jedoch kein Dachziegel mehr sein ist. Der Unerträgliche kam nun Tag für Tag, und stürmte auf mich ein. Entschlossen sagt' ich ihm endlich gestern ins Gesicht, daß ich ihn nimmer lieben könne. „Das magst du im Thurme lernen!" rief mein Vater, und stieß mich in diesen Kerker, ohne daß Vollrad, vor dessen Augen es geschah, ein Wort dagegen einwandte."

Indem Bertha die letzten Worte sprach, klopfte jemand an die Thür. — Doch ehe wir sehen, wer da ist, will zuvor ein lustiges Zwischenspiel, nach dem Rechte der Zeitfolge, erzählt seyn.

4.

Während der Zeit, als sich die Liebenden weitläufiger und zärtlicher, als zu melden nöthig war, im Thurme besprachen, ward drüben im bewohnten Schloßflügel die

Thür der Trinkstube ein wenig geöffnet, und die wohlbekannte Stimme eines Dienstmädchens rief die Schaffnerin heraus. „Was gibt's?" fragte Sabine verdrießlich; denn sie wollte die werthe Gesellschaft nicht gern verlassen. Aber die Thür war schon wieder zugedrückt, und keine Antwort erfolgte. Zornig sprang sie auf, und eilte nach der Küche, um die unangenehme Störung mit Mund und Hand zu bestrafen.

Doch erbebend fuhr sie zusammen, als sie dort den furchtbaren Zwerg, der sie durch Nachäffung der Mädchenstimme heraus gelockt hatte, am Herde fand, und arg wirthschaften sah. Er hatte alles Geschirr, das ihm im Wege gewesen war, herunter geworfen, und fachte eben das angezündete Feuer mit seinem Mantel an. Sie prallte zurück, und wollte hinter seinem Rücken wieder davon laufen. Er wandte sich aber schnell, ergriff sie am Rocke, und hielt sie fest, ungeachtet sie grimmig mit den Beinen hinter sich ausschlug. „Brr! brr!" rief er, als wäre sie ein unbändiges Pferd. „Laßt ein Wort mit Euch reden, gnädige Kebsfrau! Ihr habt mir einen Gast zugeschickt; ich kann ihm aber nichts auftischen: also müßt Ihr für seine Bewirthung sorgen. Kocht dem armen Menschen, dem Wind und Wetter auf der Straße übel mitspielten, ein gutes

Süpplein, und was sonst noch zu einem tüchtigen Abendessen gehört. Ich gehe nicht eher von dannen, bis alles fertig ist; und wenn Ihr nicht stumm, wie ein Fisch, sogleich Hand anlegt, so dreh' ich Euch auf der Stelle den Hals um."

Darauf wollte sie es denn doch nicht ankommen lassen. Sie machte daher, ohne Mucksen, schleunig Anstalt zu einer Weinsuppe, die Langmantel ausdrücklich vorschrieb, weil er sie für das beste Labsal eines ermüdeten und durchnäßten Wanderers halten mochte. Er begleitete Sabinen, wie ein Gefangenhüter, in den Keller, ins Speisegewölbe, und überall hin, wo die Bestandtheile der Mahlzeit zusammengeholt werden mußten. Mürrisch und karg griff sie immer zuerst nach dem schlechtesten Ausschuß ihrer Vorräthe; er aber, ein guter Kenner, zwang sie mit drohender Geberde des Halsbrechens, von Allem das Beste zu wählen.

So kam in kurzer Zeit ein leidliches Abendessen zu Stande. Sie schob es dem Geiste hin, und wollte zu ihren Freunden zurück eilen. „Wohin? wohin?" rief Langmantel. „Ihr seyd noch lange nicht fertig! Deckt erst in meinem Saale den Tisch, und tragt auf. Ihr seyd nicht zu vornehm dazu, Frau Köchin!"

Welche Beleidigung, daß er sie, die eine Rittersfrau

vorstellen wollte, Köchin nannte! Es zuckte ihr in den Fingern, ihm dafür den Bart auszuraufen; doch seine gespenstische Furchtbarkeit schützte ihn, und sie deckte gehorsam für zwei Personen.

„Nehmt ein Gedeck zurück!“ sagte der Geist. „Ich lebe von der Luft, und es wäre gut, wenn auch Ihr davon lebtet; denn mancher schlechte Streich wird gemacht, um etwas Gutes zu essen.“ —

Indem er diese welterfahrene Bemerkung aussprach, trappte Sabine davon, und hatte schon die Saalschwelle hinter sich, als er ihr nachgelaufen kam. „Bald hätt' ich das Beste vergessen!“ rief er. „Soll mein Gast, wie ein Hund, auf dem Fußboden schlafen? — Das schönste Bett, das Ihr habt, muß herbei; ich will es hertragen helfen.“

Höchst ungehalten, doch keinen Widerspruch wagend, ging sie nach der Bettkammer. Langmantel folgte, wählte selbst die besten Pfühle und Kissen, faßte das Bettgestell, worin sie aufgeschichtet waren, vorn an, Sabine that hinten dasselbe, und so zogen sie, beim Lichtschein einer auf den Betten stehende Laterne, nach dem Thronsaale hin.

Indessen hatte Raimund seine Traute ungern vermißt, und erhob sich, sie zu suchen. Er fand sie in

einem Gange, das Bettgestell vor sich hertragend. Der Geist machte sich unsichtbar, als er den Ritter kommen hörte. Es sah also aus, als trüge Sabine das Bett ohne Gehülfen. „Ei! wo willst du damit hin?" rief Raimund. „Und mutterseelen allein! Ich begreife nicht wie du die Last fortbringst." Sie gab keine Antwort, weil ihr das Sprechen bei Lebensstrafe verboten war. „Bist du stumm oder toll worden?" fuhr der Ritter fort. „Wenn das Bett denn durchaus eine Reise machen muß, so will ich mich mit vorspannen."

Er trat vorn ans Gestell, griff mit den Händen rückwärts, um es anzufassen, und griff gerade in Langmantels struppigen Bart. „Hu! in was für ein Haarnest kam ich da!" rief er mit Schrecken, und zog die Hände geschwind, wie aus Feuer, zurück. Er nahm die Laterne, beleuchtete das Gestell und griff, da er nichts Bedenkliches fand, die Sache von neuem und ohne Hinderniß an. Aber kaum hatte er einen Schritt vorwärts gethan, so schrie er: „Wer, zum Teufel! zieht mich am Barte? Alle gute Geister loben Gott, den Herrn!"

„Ich auch!" rief der Unsichtbare, und zog den Schreier unablässig fort, daß er bis in den Thronsaal wie ein Pferd traben mußte. Und als hier das Bett

stand, wo es stehen sollte, schlug der Bartrauser ein Gelächter auf, und sagte: „Nun habt Ihr Eure Abfertigung, Ihr Träger! Den Lohn werd' ich Euch morgen auszahlen."

Grausend sah der Ritter umher. Sabine gab ihm einen Wink, sich nicht durch lose Reden den Mund zu verbrennen, und führte ihn eiligst hinweg.

5.

Eben so eilig lief Langmantel in den Thurm, um seinen Schützling dort abzurufen. Er war es, den wir vorhin an die Kerkerthür klopfen hörten; und als er geklopft hatte, rief er: „Komm zu Tisch, Albert von Weiherburg, die Suppe wird kalt."

Die jungen Leute sahen sich erschrocken an, und hatten keine Lust, sich zu trennen. Da jedoch Albert die einladende Stimme kannte, so war an Ungehorsam nicht zu denken, ob er gleich seinem seltsamen Wirthe das unerwartete und gar nicht anlockende Abendessen gern geschenkt hätte. Die Hoffnung baldigen Wiedersehens erleichterte ihm einiger Maßen den Abschied von Bertha, und getrost überließ er sich der Führung seines Lichtes, das ihn auch ohne Anstoß in den Saal wieder zurück brachte.

In dessen Mitte fand er einen zierlich gedeckten und mit Wachskerzen beleuchteten Tisch, auf welchem die erpreßte Weinsuppe, nebst kühlem Wein und verschiedenen kalten Speisen, aufgetragen stand. Freund Langmantel war nicht da, rief aber, als sich Albert schüchtern nach ihm umsah, aus der Mauer hervor: „Gesegnete Mahlzeit, lieber Junkherr! Ich zog mich in mein innerstes Kämmerlein zurück, um dich nicht durch meine wunderliche Gestalt bei Tische zu stören. Iß und trink wohlgemuth, und lege dich dann ohne Sorgen zu Bette; es soll dir kein Leid widerfahren. Morgen wird's Tänze geben, das weiß ich voraus; verlaß dich aber auf mich, und wank' und weiche nicht aus diesem Saale, wenn man dich auch gröblich mahnt, deines Weges zu gehen. Wird der Lärm zu arg, und dringt man vielleicht sogar in mein Gebiet herein, so werd' ich dich schützen zu jeder Stunde: denn ich bin kein scheuer Nachtvogel, sondern lasse mich, wenn Noth an Mann geht, auch bei Tage sehn. — Hast du mich verstanden?"

„Vollkommen, freundlicher Geist, und ich werde thun, wie du gebotst;" sagte Albert. Da riefs aus der Wand, wie aus weiter Ferne: „Gute Nacht!"

Mit mißtrauischen Augen besah jetzt Albert das auf=

getragene Nachtmahl. Das natürliche Ansehen der Speisen widerlegte seinen Verdacht, daß sie in einer Geisterküche bereitet seyn möchten. Er aß daher ohne Bedenken davon, begab sich hierauf zur Ruhe, und schlief ungestört bis an den hellen Morgen.

6.

Raimund, der dagegen kein Auge zugethan hatte, ließ in aller Frühe den greisen Burgvogt zu sich rufen. „Sage mir, Alter," sprach er, „was für ein Bewandniß hat es mit dem Gespenste, das in der Burg umgeht? Ich habe bisher die alten Sagen davon wenig geachtet, und hielt es nie der Mühe werth, mit dir darüber zu sprechen; da jedoch in voriger Nacht das Ungethüm mich selbst antastete, so verlang ich zu wissen, was dir von ihm bekannt ist."

„Gestrenger Herr," antwortete der Greis, „ich kann Euch, ungeachtet ich neunzig Jahre alt bin, nur wenig aus eigener Erfahrung berichten. Was ich aber von Vater und Großvater gehört habe, das will ich Euch treulich erzählen. Seit Menschengedenken waltet hier ein Hausgeist, dem man, wegen seiner gewöhnlichen Tracht, den Namen Langmantel gegeben hat. Er

ist vor alten Zeiten, als noch Schloß und Ländereien den Herren von Weiherburg gehörten, täglich sichtbar gewesen, und hat sich in Stall und Küche als ein frommes, treufleißiges und geschicktes Knechtlein bewiesen. Aber ganz verwandelt war er, nach meines Großvaters Erzählung von dem Tage an, da vor hundert Jahren die Weiherburg durch Erbschaft Eurem Geschlechte zufiel. Er scheint — nehmt das mir altem Manne nicht für ungut! — mit diesem Herrenwechsel nicht zufrieden gewesen zu seyn: denn er hat gleich Anfangs, als die Nachricht davon hier angekommen, durchs ganze Schloß, wiewohl unsichtbar, gräulich rumort, hat das über dem Thore aufgestellte neue Wappen mit Koth beworfen, und als bald darauf Euer Urahn, weiland Herr Kaspar von Rabenfels, hier eingetroffen, um sich, als neuer Herr, huldigen zu lassen, hat ihn Langmantel gleich in der nächsten Nacht, mit Verlaub zu melden, aus dem Bette gerissen, auf den Dielen herum gewälzt, und noch so vielen andern Unglimpf verübt, daß sich der darüber bestürzte Herr gern oder ungern entschlossen hat, alsbald nach eingenommener Huldigung abzureisen und nimmer wieder zu kommen. Auch seine Nachfolger haben sich nie länger als einige Stunden hier aufgehalten, aber von Zeit zu Zeit ihre Bildnisse anher ge-

sandt, um sie im großen Saale aufhängen zu lassen. Das erste von oben herein, welches den Herrn Kaspar vorstellt, hat Anfangs der Hausgeist oft in der Nacht herunter geworfen, aber sich endlich, als man es immer wieder an der Wand befestiget, nicht weiter daran vergriffen."

„Das sind alte Geschichten!" sagte Raimund verdrießlich. „Was weißt du aus neuerer Zeit von dem Hausgeiste. Hast du selbst ihn jemals gesehn?"

„Nein, gestrenger Herr, ob er gleich einmal, als ich noch ein Knäblein von acht oder neun Jahren war, mit mir und meinen Brüdern und Schwestern gespielt hat. Unsere Mutter hatte, während eines Geschäfts außer dem Hause, uns Kinder im Saal eingeschlossen, und uns Spielwerk und Früchte gegeben, daß wir uns die Zeit damit vertreiben sollten. Wir Knaben spielten Ball. Das ging eine Weile ganz ordentlich. Indem wir aber einmal ruhten und Obst aßen, flogen unsere Bälle, wie von selbst, ins Kreuz und in die Quere; sogar unsere Aepfel tanzten in der Luft. Wir erstaunten darüber, und geriethen in Furcht, weil sich zugleich dann und wann ein halblautes Lachen hören ließ. Bald nachher schloß die Mutter die Thür auf, stand mit sichtlichem Schrecken auf der Schwelle, rief uns ängst-

lich heraus, und drohte dann mehrmals mit geballter Hand in den Saal hinein. Kurz darauf entstand plötzlich in der Küche ein Getöse, als stürzte das ganze Geschirr auf einen Haufen zusammen. Die Mutter lief erschrocken hinaus, fand aber alles unbeschädiget an seiner Stelle, und sagte zornig: welcher Narr hat mich bethört? Da erschallte von allen Seiten Händeklatschen und Gelächter. Wir fragten die Mutter, was das sey. Sie gab uns keine Antwort. Erst nach vielen Jahren erzählte sie uns: sie habe, bei Eröffnung der Saalthür, den Burggeist in unserer Mitte gesehen, und ihm mit der Hand gedroht; dadurch sey er dermaßen beleidiget worden, daß er sich durch den blinden Lärm in der Küche gerächt habe."

„Außer dem weiß ich ihm nichts Böses nachzusagen;" fuhr der Alte fort. „Er bewies sich, seit ich denken kann, bei verschiedenen Vorfällen als ein treuer und thätiger Burgwart, schreckte einbrechende Diebe zurück, löschte brennende Feueressen, und so weiter. Aber fast zu strenge verfuhr sein Schutzeifer vor ungefähr funfzig Jahren, da sich's zwei oder drei Nächte hinter einander begab, daß die schönen Bäume, die in doppelter Reihe um die Burg herum stehen, muthwillig beschädiget und einige derselben ganz umgehauen wurden. Der Frevler

blieb unentdeckt, so viel Mühe sich auch der Gerichtsschreiber gab, ihn auszuforschen. Als ich aber eines Morgens untersuchen wollte, ob der Baumschänder während der Nacht neuen Unfug begangen habe, sah ich mit Entsetzen einen übel berüchtigten Mann aus dem Dorfe an einem nur erst verletzten Baume aufgehangen. Die Werkzeuge seiner Bosheit, Axt und Säge, lagen zu seinen Füßen und auf seinem Rücken stand mit Kreide geschrieben: **Langmantel fecit manu propria.** — Welche Worte der Gerichtsschreiber und der Dorfpriester also verdeutschten: Das that Langmantel mit eigener Hand. — Seitdem vergriff sich niemand wieder an den Bäumen."

Der Greis erzählte noch einige solche Beispiele, wobei es jedoch den Hals nicht gekostet hatte. Das merkwürdigste war folgendes: Es werden einmal zwanzig bis dreißig wilde Kriegsknechte in die Burg eingelegt. Sie sind mit der ihnen gereichten guten Kost nicht zufrieden, drohen Mord und Brand, üben vorläufig ihre Wuth an Thüren und Fenstern aus, und hauen sie mit ihren Schlachtschwertern in Stücke. Niemand kann die Wüthriche zähmen; aber indem sie am tollsten wirthschaften, entwindet eine unsichtbare Hand einem nach dem andern sein Schwert, und wirft es hinab in den

Weiher, der sich am Fuße der Burg befindet, und ihr den Namen gegeben hat. Die entwaffneten Holzhacker fluchen gräßlich, und wollen die Burg in Brand stecken; jetzt aber fährt der Burgwart mit einem schallenden Prügelregen unter die ruchlosen Gesellen, und koranzt sie so weidlich, daß sie mit Geschrei, wie gezüchtigte Schulknaben, aus dem Schlosse laufen, und sich nicht wieder hinein wagen.

7.

Raimund wollte nun von diesen Geschichten, die ihm ähnliche Auftritte vorher sagten, nichts weiter hören. Er entließ den Burgvogt, und hielt Kriegsrath mit Sabinen. Es schien vor allen Dingen nöthig, Langmantels Gast, den er, als letzten Stammhalter des Geschlechts von Weiherburg, offenbar in Schutz nahm, je eher, je lieber aus dem Schlosse zu entfernen. Sabine nahm es auf sich, ihm den Stuhl vor die Thüre zu setzen.

Indessen hatte Langmantel allerhand aus dem Speisegewölbe entwendete Leckereien seinem Gaste zum Imbiß vor's Bett gebracht, und ihn dabei nochmals alles Ernstes bedeutet, sich nicht aus dem Schlosse vertreiben

zu lassen, wenn er nicht seine geliebte Bertha auf ewig verlieren wolle. „Antworte nicht, wenn man dich ruft!“ setzte er hinzu. „Man wird sich aus Furcht vor mir nicht unterfangen, den Saal zu betreten; und geschieht's dennoch, so komm' ich aus meinem Versteck hervor, und der Naseweis hat's mit mir zu thun.“

Bald darauf klopfte Sabine an die Thür, und rief ziemlich sanft: „Junkherr! — Junkherr Albert! — Ritter Raimund läßt Euch Glück auf die Reise wünschen.“ — Albert regte sich nicht. Sie lauerte eine Weile, ob er aufbrechen würde, und als er nicht zum Vorschein kam, rief sie heftig und mürrisch: „Der Ritter mahnt Euch an sein Gebot, diesen Morgen abzureisen. Säumet nicht länger! Der Morgen ist vorbei, der Mittag vor der Thür, worauf wartet Ihr noch?“ — Und als abermals keine Antwort erfolgte, donnerte sie gewaltig an, lugte durch's Schlüsselloch, und schickte durch diesen engen Paß mancherlei spitzige Worte in den Saal. Zum Beispiel: „Potz Faulenzen und kein Ende! So geht's, wenn einer nicht gewohnt ist, in einem guten Bette zu schlafen; da kann er sich, wenn ihm dieß Glück einmal widerfährt, aus den weichen Federn nicht wieder heraus finden.“

So ging das Spotten und Schmähen fort, und

Langmantel, der verborgen lauschte, bekam mitunter selbst einen Hieb. Endlich ward ihm die Sache zu arg. Er schlich unsichtbar an die Thür, und spritzte Sabinen durch's Schlüsselloch einige Wasserstrahlen ins Gesicht. Sie sprudelte wie eine gebadete Katze, rannte fluchend davon, und es schien, als hätte sie alle Lust zu neuen Angriffen verloren. Da sie jedoch dem Burgherrn ihr Wort gegeben hatte, seinen verhaßten Vetter aus dem Hause zu jagen, so kam sie nach einer halben Stunde zurück, schimpfte toller als zuvor, und war allenfalls eines nochmaligen Augenbades, das sie nicht achten wollte, gewärtig. Jetzt aber schoß aus dem Schlüsselloche ein feuriger Schwärmer heraus, zündete ihre Haube an, und mit brennendem Kopfe stürzte sie, von ihm verfolgt, nach der Küche, wo die Feuersbrunst ohne weitern Schaden gelöscht wurde.

Doch erloschen war nun auch Sabinens Muth, sich dem gefährlichen Schlüsselloche, das Wasser und Feuer spie, wieder zu nahen. Ueberdieß hatte sie, da es indessen Mittag geworden war, alle Hände voll zu thun, die heftige Eßlust der beiden Ritter zu befriedigen, indem schon mehrere Eilboten den Befehl gebracht hatten, daß ohne Verzug aufgetragen werden solle.

Ein Vorgericht von geringer Bedeutung ging glück-

lich nach dem Speisezimmer ab. Als ihm aber die Krone des Mahls, ein köstlicher Rehbraten, nachfolgen sollte, verschwand er plötzlich, sammt der Schüssel, vom Küchentische. Längst hatte Langmantel unsichtbar darauf gelauert, und brachte den Raub seinem Schützling.

Sabine schrie, daß man es in der ganzen Burg hörte. Die tafelnden Ritter sprangen auf und erblaßten, als sie das Unglück vernahmen. Besonders Herr Vollrad, ein Leckermaul und starker Esser, wollte sich gar nicht darüber zufrieden geben. Er schwor, den diebischen Hausgeist zu bestrafen. Vor der Hand fühlte er sich aber zu diesem Unternehmen noch nicht reif: er war noch zu nüchtern. Darum ging er, mit seinem künftigen Schwiegervater, zur Tafel zurück, und sie becherten so lange, bis sie unter den Tisch fielen.

8.

Während sie, zu Bette gebracht, den Rausch verschliefen, kam Sabine auf den Einfall, die Fehde, welche Vollrad gegen den Bratendieb beginnen wollte, von dem Dorfpriester, Ehrn Modestus, ausfechten zu lassen. Er sollte den Hausgeist bannen, oder ihm wenigstens Alberts Auslieferung abzwingen. Sie ließ ihr

deßhalb ersuchen, sich schleunigst in die Burg zu bemühen, und Weihwasser, Sprengwedel, und überhaupt alle zum Geisterbann nöthige Werkzeuge mitzubringen.

Dieser Aufruf zu einem bedenklichen Kampfe war dem friedliebenden Manne sehr unangenehm; allein er mußte gehorchen, um nicht bei der hochgebietenden Frau in Ungnade zu fallen, und in der Folge die leckern Pfaffenbißchen zu entbehren, die ihm bisweilen in der Burg aufgetischt oder aus derselben zugesandt wurden. Wegen dieser armseligen Genüsse war er immerfort gegen Sabinen ein kriechender Schmeichler, küßte mit Inbrunst ihre rauhe, häßliche Hand, und machte der alten, dummen Köchin bei jeder Gelegenheit so ausschweifende Lobeserhebungen, als wäre sie Venus und Minerva in Einer Person.

Freundlich, wie ein Ohrwürmchen, erschien er auch jetzt, und fragte unterthänigst, was zu Befehl stehe.

„Wir wollen einen Zug gegen den berüchtigten Langmantel mit einander thun;" antwortete sie.

Modestus erschrack nicht wenig, weil er sogleich an den vor funfzig Jahren gehenkten Baumschänder dachte. Was helfen mir alle Leckerbissen der Welt, sprach er für sich, wenn mir der Geist die Kehle zuschnürt, daß ich nicht mehr schlingen kann? — Doch verbarg er

seine Feigheit so gut er konnte, verließ sich auf sein geistliches Rüstzeug, und begab sich mit seiner Gebieterin zum Kampfplatze.

Langmantel, dem es nicht unbekannt war, was man im Schilde führte, versteckte seinen jungen Freund in einem Seitengemache des Saales, und setzte sich dann in sichtbarer Gestalt auf den kaiserlichen Thron.

Zitternd öffnete Modestus die Saalthür. Sabine hatte die Hände auf seine Schultern gelegt, und schob ihn vor sich her, weil sie den Bann mit ansehen wollte, und hinter der geistlichen Vormauer völlig sicher zu seyn glaubte. Anfangs ließ sich der Priester ohne sonderlichen Widerstand in den Saal hinein drücken, als er aber, was er gar nicht erwartet hatte, den Geist leibhaftig thronen sah, ward er stätig, beugte sich mit dem Oberleibe zurück und machte zuletzt eine rasche Wendung nach der Thür, um Reißaus zu nehmen. Aber seine stammhafte Gefährtin schlug alle zehn Finger, wie Adlersklauen, in seine Schultern, und flüsterte: „Verdammte Memme, thut doch den Mund auf, und sprecht Euren Zauberspruch, so wird das Schreckbild verschwinden!“

Stammelnd fing der Priester die Beschwörung an; doch schnell fiel ihm Langmantel ins Wort: „Spare

deine Mühe, gutes Pfäfflein! Du hast keine Gewalt über mich, denn ich bin kein böser Geist. Aber hinter dir steht einer, den treib' aus, da wirst du ein nützliches Werk thun."

Modestus sah sich um, und goß plötzlich, von Zaubermacht gezwungen, seiner angebeteten Gönnerin den vollen Weihkessel ins Gesicht. Mit Entsetzen über sich selbst, fiel er auf die Knie, und bat um Gnade. Dann sprang er rasch wieder auf, ergriff den Sprengwedel, schlug heftig damit auf sie los, bat demüthig um Verzeihung, schlug in demselben Augenblicke noch derber zu, und jagte sie so unter abwechselnden Streichen und Komplimenten durch's halbe Schloß und zum Thore hinaus. Jetzt aber wandte sich das Blatt. Sabine, deren Zunge und Hände bisher ein Zauberband gefesselt hatte, bekam beide wieder frei, und nun hetzte sie, mit allen erdenklichen Schimpfworten und wüthenden Faustschlägen, den fliehenden Geistlichen im Dorfe hinab.

9.

Als sie von dieser Jagd zurück kam, waren Raimund und Vollrad wieder leidlich auf den Beinen. Wehklagend erzählte sie ihnen, was während ihrer Mittags=

ruhe vorgegangen war, und forderte den Herrn Vollrad dringend auf, sich tapfer in den Handel zu mischen. „Ihr habt am meisten dabei zu befahren!“ sagte sie. „Denn werden wir das Unkraut, den Albert, nicht bald aus dem Hause los, so entführt er Euch, trotz Schlössern und Riegeln, die Braut. Langmantel ist sein Spießgesell; mehr sag' ich nicht.“

„Donner und Hagel, sie hat Recht, Bruder Raimund!“ rief Vollrad. „Aber wär' ich auch Roland oder der große Christoph, so könnt' ich allein nichts ausrichten. Ruf' deine Leute zusammen und wappne sie, so will ich mich an ihre Spitze stellen und den Strauß wagen.“

Es geschah, wie er begehrte. Alle Knappen und Knechte, die sich in der Burg befanden, wurden eiligst mit Streitärten, Morgensternen und Hellebarden gerüstet, und folgten herzhaft ihrem Führer, dessen kräftige Gestalt ihnen Muth einflößte. Welch ein riesenhafter Mann er war, läßt sich daraus abnehmen, daß ihn einsmals eine Straßenbettlerin um einen seiner Schuhe bat, den sie zur Wiege ihres neugebornen Kindes anwenden wollte.

Der gewaltige Held und sein kleines Heer rückten in den Saal ein. Raimund und Sabine folgten als

Troß. Vollrads Donnerstimme ermahnte zur Tapferkeit. Aber kaum war die feindliche Gränze überschritten, so rieben sich die gewappneten Knechte die Augen, gähnten einander an, taumelten rechts und links an die Wände, fielen zu Boden, und schliefen ein. Vollrad, der allein die Augen offen behielt, sah mit Erstaunen umher. Er brüllte, wie ein Löwe, auf die Schläfer los; aber sie regten sich nicht. Sie blieben sogar fühllos, als er sie der Reihe nach mit Fußtritten und Schwertschlägen begrüßte, um sie munter zu machen.

„Heh! was gibt's dort?" rief Langmantel, indem er vom Throne stieg, und mit großen Schritten herbei kam.

Dem Riesen graute ein wenig; doch stand er fest auf seinem Platze, blickte stolz auf das Zwerglein nieder, und sprach gebieterisch: „Erwecke diese vom Zauberschlaf, und liefere mir den jungen Albert von Weiherburg aus, so will ich dich in Ruhe lassen."

„Großmaul!" sagte Langmantel: „Glaubst du eine so hochmüthige Sprache gegen mich führen zu dürfen, weil ich dir nur bis ans Knie reiche? Trotze ja nicht auf deine Goliathsgestalt, das rath' ich dir!"

„Was Rath, was Rath!" rief Vollrad wild. „Wo

ist Albert? — Heraus mit dem Knaben! Oder soll ich ihn in seinem Schlupfwinkel aufsuchen?"

Er bewegte sich vorwärts. „Keinen Schritt weiter!" sagte Langmantel, und vertrat ihm den Weg.

„Laß mich, du Bratendieb!" schrie der Ritter, und hieb nach ihm mit dem Schwerte.

Blitzschnell unterlief es der Zwerg, umfaßte den Riesen mit beiden Armen, trug ihn mit behenden Schritten ans offene Fenster, und stürzte ihn in den Weiher hinab. Zu gleicher Zeit erhob sich im Saal ein heulender Sturm, riß die Schläfer empor, wirbelte sie ein Weilchen, wie dürre Baumblätter, durch einander, und fegte sie dann, wie Spreu, zur Thür hinaus.

Raimund und Sabine waren schon entronnen, um den theuern Mann aus dem Wasser zu retten. Es ging glücklich von Statten. Aber bärenwild fuhr er auf die Schaffnerin los, und haderte grimmig mit ihr, weil sie ihn zu dem nassen Abenteuer verleitet hatte. Er warf sich, ohne trockene Kleider anzunehmen, auf sein Pferd und ritt nach Hause.

10.

In der folgenden Nacht lag Raimund schlaflos im Bette. Sein Gemach war spärlich mit einer Ampel

erleuchtet. Er versah sich jeden Augenblick einer schauerlichen Erscheinung, und mit dem Schlage der zwölften Stunde that sich die Thür auf. Langmantel schritt herein, und hinter ihm eine lange schwarze Gestalt, die mit gesenktem Haupte an der Schwelle stehen blieb, als hätte sie kein gutes Gewissen. Aber der Hausgeist trat ans Lager des Ritters, zog ihm das Deckbett, unter welches er sich verborgen hatte, vom Kopfe, und begann: „Herr Raimund, wir haben ein ernsthaftes Wort mit einander zu sprechen. Es betrifft die Weiherburg, die du mit Unrecht besitzest, und noch in dieser Stunde ihrem wahren Herrn wieder abtreten mußt.“

„Wer wäre das?“ brummte Raimund.

„Albert von Weiherburg ist's!“ antwortete Langmantel. „Sein Urältervater, Kunibert von Weiherburg, der heute vor hundert Jahren starb, hatte einen ausschweifenden Sohn, der ihm viel Herzeleid machte. Das war deinen Urältern, dem Herrn Kaspar von Rabenfels und seinem ränkevollen Weibe, sehr erwünscht. Sie umschmeichelten den Greis, und bemühten sich arglistig, ihn immer mehr und mehr gegen den ungerathenen Sohn zu erbittern, damit er seine Hand ganz von ihm abziehen, und sie, als nächste Verwandte, zu Erben einsetzen sollte. Beides kam dem ehrlichen

Kunibert nicht in den Sinn. Doch als sie hörten, daß er sein Haus bestellen wolle, brachten sie den öffentlichen kaiserlichen Notarius Veit Schofelmann, den er gewöhnlich in seinen häuslichen Angelegenheiten zum Geheimschreiber brauchte, auf ihre Seite, und dieser feile Betrüger schob den dunkeln Augen des Sterbenden, der seinen letzten Willen, als versöhnter Vater, zum Besten des reuigen Sohnes ausgesprochen hatte, ein schon im voraus geschmiedetes falsches Testament unter, worin Kaspar von Rabenfels zum Erben der Weiherburg und aller Zubehörungen ernannt war." —

„Du lügst!" murrte Raimund.

„Mit nichten!" versetzte der Geist. „Ich habe hier einen Bekenner der Wahrheit bei der Hand, den ich aus dem Grabe rief, um ihn dir unter die Augen zu stellen. Sieh, dort steht Veit Schofelmann! Frag' ihn selbst!

„Weg mit dem Todten! Was hab' ich mit ihm zu schaffen?" stöhnte schaudernd der Ritter.

Da Raimund das Verhör nicht anstellen wollte, wandte sich Langmantel gegen die Thür, und rief: „Sag' an, Veit, sprach ich Wahrheit oder nicht?"

Die schwarze Gestalt senkte den Kopf noch tiefer, und seufzte: „Du sprachst sie!"

„Berichte nun, wie man dein Bubenstück belohnte;“ fuhr der Hausgeist fort.

„Mit Tod und Grab!“ ächzte Veit. „Ich eilte, nachdem ich das Verbrechen begangen hatte, zu den Anstiftern, und meldete, daß es gelungen war. Freudig ward ich empfangen. Es war Abend. Man lud mich ein, über Nacht da zu bleiben. Des folgenden Tages sollt' ich den bedungenen Sold erhalten. Wein und Speisen wurden aufgetragen. Aber man hatte, um sich vor möglichem Verrath zu sichern, meinen Becher vergiftet, und ich gab in derselben Nacht, da der betrogene Kunibert starb, unter Höllenschmerzen meinen Geist auf.“

„Hinweg!“ rief der Hausgeist, und das Gespenst verschwand.

„Du hast nun gehört, wie die Weiherburg in deine Hände kam;“ sagte Langmantel zum Ritter. „Ich lege dir daher auf, das geraubte Gut auf der Stelle seinem rechtmäßigen Besitzer zu überantworten, und ihm dein Töchterlein, das er innig liebt, zum Weibe zu geben, damit er dadurch für den bisherigen Vorenthalt seines Eigenthums entschädiget werde.“

Raimund forderte Bedenkzeit; doch der strenge Schiedsrichter gestand ihm keinen Augenblick zu. Er drohte

mit Gewalt, wenn nicht sofort geschähe, was Recht sey. Da er nun seit vier und zwanzig Stunden verschiedene tüchtige Proben seiner Macht gegeben hatte, so schien es dem Ritter nicht rathsam, sich seinem Ausspruch hartnäckig zu widersetzen. Er kroch daher zu Kreuze, und erklärte sich zu Allem, was der Geist gebot, willig und bereit.

Indem er das that, stürzte Sabine, die draußen gehorcht hatte, mit wildem Geschrei ins Zimmer, und wollte den ganzen Vertrag umstoßen. „Sie schweigt!“ — rief Langmantel sehr ernst: „Sonst häng' ich Ihr ein zentnerschweres Schloß an den Mund, das Sie bis ins Grab schleppen muß.“ — Diese Drohung war der geschwätzigen Aelster so furchtbar, daß sie sich ohne weitern Einwand entfernte.

Einige Minuten nachher standen Albert und Bertha, von ihrem thätigen Gönner herbei geführt, vor Raimunds nothfreundlichen Augen, und der frohbestürzte Jüngling hatte das überschwängliche Glück, in Einem Augenblicke das herrliche Gut seiner Väter und ein junges holdes Weib zu gewinnen.

II.

Die schwarze Spinne.

In einem Walde, dessen Gränzbäume so nahe vor dem Thore eines Städtchens standen, als ob sie hinein schreiten wollten, hörte man vor alten Zeiten einmal drei Nächte hinter einander ein furchtbares Geheul. Martha, die betagte Haushälterin des Försters Rudolph, der im Walde wohnte, trat ihrem Herrn, der während der Zeit auf einer fernen Jagd gewesen war, mit Wehklagen über die ausgestandene Angst entgegen, als er in der Dämmerung des vierten Tages zurück kam. „Was wird's seyn!" sagte der beherzte Jüngling. „Höchstens ein Wolf oder ein anderes Raubthier, das sich in unsern Wald verirrt hat. Ich werd's morgen aufsuchen und, so Gott will, erlegen."

Als er sein Gewehr aufgehangen und Martha's umständlichen Bericht über einige Vorfälle in seiner kleinen Wirthschaft angehört hatte, griff er wieder nach dem Hute, um einen Gang in die Stadt zu thun. Die Alte, die nicht gern allein bleiben wollte, murrte darüber. „Sey ruhig, Mütterlein!" sagte Rudolph. „Ich sah Lenoren vier Tage nicht, und sie erwartet mich heute; aber ich komme bald wieder. Laß indessen heulen, was heulen will. Das Haus ist wohl verwahrt, und du bist von treuen Hunden beschützt."

Lenore, die Tochter des Gewürzkrämers Peter Grifling, der nahe bei dem Thore sein Lädchen hatte, flog freudig vom Spinnrade dem Geliebten entgegen. Indem sie sich herzlich begrüßten, und in diesem Augenblicke für nichts Anderes Augen und Ohren hatten, trat die kleine, runde Gestalt des Vaters unbemerkt in die Stube, schlich leise heran, und betastete Rudolphs Jagdtasche, um ihren Inhalt zu erforschen. Da sie reichlich gefüllt war, bekam er Lust zum Scherzen, winkte der Tochter, die seiner jetzt ansichtig ward, ihn nicht zu verrathen, streckte seine kurzen Arme so hoch als möglich, und bedeckte Rudolphs Augen mit beiden Händen. Der Gefangene rang sich behende los,

und that dem alten Männlein den Gefallen, über das Späßchen weidlich zu lachen.

„Nun, legt Eure Tasche ab, und nehmt Platz!“ sagte Herr Peter, um die Auslieferung der Küchengeschenke zu beschleunigen. Rudolph, den Wink verstehend, langte einen Hasen, nebst einigen Rebhühnern und Schnepfen, hervor. „Ah! so seh' ich doch, daß Ihr an mich gedacht habt!“ jubelte der Krämer. „Gott vergelt's Euch!“ Dabei wog er immer die Gaben nach einander in der Hand. Lenore wollte sie in die Speisekammer tragen. Aber freundlich, wie er immer war, wenn er ein Geschenk erhalten hatte, sprach er: „Laß nur, laß! ich will's selbst thun. Ihr junges Volk trennt Euch doch nicht gern von einander.“

Als er zurück kam, begann er von dem Geheul im Walde zu sprechen, und führte weitläufig alle Weiber und Kinder, die ihm, bei Gelegenheit eines Einkaufs in seinem Laden, davon erzählt hatten, als Zeugen an. Rudolph antwortete ihm, wie seiner Haushälterin: der Ruhestörer sey vermuthlich ein Wolf, den er morgen aufsuchen und schießen werde. „Hört,“ sagte Petermännchen, „wenn Isegrimm einen schönen Pelz hat, so bitt' ich mir ihn aus; ich kann ihn zum Winter brauchen.“ Lenore war im Stillen unzufrieden mit

ihrem Vater, daß er nur seinen Vortheil im Auge hatte, und nicht die Gefahr einer Wolfsjagd bedachte. Sie äußerte ihre Besorgniß laut, und bat den jungen Mann, sein Vorhaben aufzugeben. Der Wolf, meinte sie, werde den Forst von selbst wieder verlassen. „Potz Wischwasch!“ fiel der Vater hastig ein. „Rudolph muß ihn schießen; das ist seine Dienstpflicht! Und soll ich mich denn vergebens auf den Balg gefreut haben?“

Auf dem Heimwege hörte Rudolph mit eigenen Ohren das Geheul im Walde. Es däuchte ihm aber weder die Stimme eines Wolfes noch eines andern Raubthieres. Er wußte sich die gräßlichen Töne, die sich nur tausend Schritte hinter seinem Wohnhause vernehmen ließen, nicht zu erklären. Waffenlos, folglich sehr verwegen, ging er ihnen in der nächtlichen Finsterniß nach. Sie führten ihn zur höchsten Tanne des Waldes, die Königstanne genannt, und sie selbst schien der Aufenthalt des heulenden Ungethüms zu seyn. Da sich in der stockdunkeln Nacht keine nähere Untersuchung anstellen ließ, begab er sich nach Hause, und lud für den folgenden Tag sein bestes Gewehr, ob ihm gleich ahnen wollte, daß ein schußfestes Wesen im Walde tobe, und daher für den künftigen Herrn Schwiegervater kein Winterpelz zu erbeuten seyn werde.

Mit Anbruch des Tages war er wieder bei der Königstanne, besah sie von unten bis oben, umging sie mehrmals, und entdeckte nichts. Indem er aber seinen Weg nach einer andern Waldgegend nehmen wollte, seufzt' es hinter ihm, und stöhnte seinen Namen. Rasch sich umsehend, fragt' er, wer ihn rufe. „Ein unglücklicher, in den Stamm dieses Baumes eingebannter Geist;“ antwortete die Stimme, und bat kläglich um Erlösung. „Dazu weiß ich keinen Rath;“ sagte Rudolph. „O, du kannst mir sehr leicht helfen!“ sprach der Geist. „Siehst du nicht an der Nordseite des Stammes ein kleines, mit drei Kreuzen bezeichnetes Zäpflein? — Das zieh heraus, dann ist die Pforte meines Kerkers geöffnet, und ich bin dafür ewig dein Schuldner.“

Rudolph fand das Zäpflein, aber die Sache war ihm bedenklich, und er nahm kein Blatt vor den Mund. „Ich hab' immer gehört,“ sprach er, „daß man nur böse Geister bannt; also wirst du wohl kein Engel seyn, und so ist es denn recht gut, daß du dich in enger Gewahrsam befindest.“

„O, wie hart beurtheilst du mich!“ ächzte der Geist. „Wird nicht die Unschuld auch unter euch Menschen oft grausam verfolgt? Und wär' es nicht ein falscher Schluß, wenn man Jeden, den ein mächtiger Zwing-

herr in den Staub tritt, deßhalb für einen Taugenichts halten wollte? — Ich, der kein Wasser trübt, fiel jüngst — ich weiß nicht warum — bei einem feindseligen Zauberer in Ungnade, und wie Arglist immer über Arglosigkeit siegt, so gelang es auch dem Bösewicht, mich in diese Falle zu locken. — Darum säume nicht, edler Weidmann, einen Unterdrückten zu retten."

Rudolph ließ sich bewegen, zog das Zäpflein heraus, und trat einige Schritte zurück, um zu sehen, was für ein Wesen erscheinen würde. Da haspelte sich eine ungewöhnlich große pechschwarze Spinne, mit acht blitzenden Augen, aus der Höhle hervor, kroch am Stamme des Baumes herab, wandelte unten ein paar Spannen weit hochbeinig im Moose fort, und plötzlich verschwand sie. Aber, wie man eine Hand umkehrt, that sich an derselben Stelle die Erde auf, ein langer, dürrer Mann, mit spitzem Kinn, krummer Nase und kleinen schielenden Augen, stieg hervor, grins'te den Jäger freundlich an, lüftete seinen mit Gold verbrämten Federhut ein wenig, und sagte vornehm: „Ich danke." — Er trug einen feuerrothen Mantel, mit dem er sich gleich bei seiner Ankunft viel zu schaffen machte, um ihn in Ordnung zu bringen, und einen gewissen Uebelstand damit zu verbergen; doch die Hülle war ein wenig zu kurz, und

jemehr er sie über einander schlug, desto sichtlicher ward es, daß er Bockfüße hatte.

Rudolph entsetzte sich nicht; er hatte Muth, es mit dem argen Wichte aufzunehmen; aber es verdroß ihn, daß sich der Lügner so weiß gebrannt hatte. Darum sprach er mürrisch: „Seyd Ihr die schwarze Spinne, die dort im Baume steckte?"

„Ja!" sagte der Bockfüßler mit frechem Lachen. „Es war eine spaßhafte Verwandlung!"

„Hätt' ich das gewußt," versetzte Rudolph, „so wär' ich kein Thor gewesen, Euch heraus zu lassen."

„Daß doch in Eurer elenden Welt immer das Kleid den Mann macht!" rief Jener. „Du würdest mir höflicher begegnen, hätte mir nicht mein verdammter Schneider den Mantel zu kurz geschnitten, und ein paar Ellen Tuch in seine Hölle geworfen. Aber ich werd' ihn dafür in die meinige holen. — Uebrigens war die Mühe, die du meinetwegen hattest, sehr unbedeutend, und ich verlange sie dennoch nicht umsonst. Womit kann ich dienen? Beliebt dir ein Scheffelsack voll Dukaten? — Soll ich dein Gewehr zurüsten, daß es nie einen Fehlschuß thut? — Oder willst du wissen, wie man Holzdiebe fest macht, daß sie, indem sie einen Baum umhauen wollen, mit der Axt in der Luft, erstarren und

versteinern, bis du kommst, und sie wieder lebendig prügelst? — Das Alles sind brauchbare Dinge für dich. Sprich nur, was begehrst du?"

„Nichts, gar nichts! Ich bin mit dem, was ich habe, zufrieden."

„Du bist der erste Mensch, den ich so sprechen höre. Der Glücklichste will immer noch glücklicher werden. Könige beginnen Krieg, um mehr Land zu erobern; der Reiche wuchert, damit sein Goldberg täglich wachse; und wer zehn Orden hat, möchte gern den gestirnten Himmel seines Kleides mit zwanzig Sternen erleuchtet sehn. — Nur du, der doch gar nicht im Schooße des Glücks zu sitzen scheint, nur du bist zufrieden! — Hast du vielleicht heimliche Schätze? Oder macht dich die Liebe so genügsam? — Ha! du wirst roth! ich hab's getroffen!" —

Indem Meister Valant so sprach, schimmerte von fern eine weiße Gestalt durch die Bäume. Es war Lenore, die sich, von Angst gedrängt, aus dem Hause geschlichen hatte, um zu sehen, ob dem geliebten Wolfsjäger ein Unglück begegnet sey. Er ging ihr rasch entgegen, damit sie nicht, näher kommend, den Rothmantel und sein häßliches Fußwerk erblicken sollte. Dieß entging zwar glücklich ihren Augen; doch ihn selbst

hatte sie bemerkt, und fragte, wer er sey. Rudolph gab ihn für einen reichen Holzhändler aus, der mit ihm habe Geschäfte machen wollen. „Und wie lief die Wolfsjagd ab?“ fragte sie weiter. „Sehr schlecht!“ antwortete Rudolph. „Isegrimm mag erfahren haben, daß sein Pelz deinem Vater in's Auge sticht; drum hat er sich aus dem Staube gemacht.“

Mit diesen Nothlügen gab er dem Mädchen das Geleit nach der Stadt. Der Rothmantel schlich ihnen von weitem nach, und zog sich erst am Thore wieder zurück, als er ihren Eingang in's väterliche Haus beobachtet hatte.

Acht Tage darauf kam ein fremder, junger Herr, der, schlank eingeknöpft in einen Reitrock von grünem Sammt, auf einem prächtigen Pferde saß, sich aber ängstlich an den Sattelknopf hielt, zum Thore herein, stieg vor Herrn Peters Hause ab, übergab seinen Schimmel einem stark vergoldeten Reitknechte, und sprang mit gleichen Füßen in den Würzladen. Herr Peter, der eben eine hoch gestellte Schachtel herab holte, erschrack über den Glanz der blitzschnellen Erscheinung, glitt auf der Leiter aus, verschüttete das Gewürz, zerriß sich den

Schlafrock, und kam noch zum Glück auf den Ladentisch zu sitzen, wo er freilich ein da liegendes Hundert thönerne Tabakspfeifen zermalmte. Er machte sich aber schnell wieder auf die Füße, warf die Nachtmütze vom Kopfe, und fragte mit Ehrfurcht, was zu Befehl stehe. Der sammtene Herr, dessen lange, knöcherne Finger mit Ringen von allen Farben bedeckt waren, setzte eine ungeheuer große goldene Schnupfdose auf den Tisch, und bat in einem etwas gemeinen Sprachtone, sie mit dem besten vorhandenen Tabak zu füllen. „Ehe wir aber Eins in's andere reden," fuhr er fort, „berechnet mir, guter Freund, den Schaden, den ich vorhin anrichtete, da ich, nach meiner lebhaften Art, holter polter in den Laden herein sprang."

„O, wie billig denkend und gnädig!" rief der vergnügte Krämer. „Doch, wenn ich unterthänig bitten darf, keine Rechnung! Herrschaften zahlen nach Belieben."

„Alter Fuchs!" sagte der Grüne. „Ihr wißt schon, daß Ihr dabei nicht zu kurz kommt!" Mit diesem feinen Scherze zog er einen schweren Beutel hervor, und warf ein dutzend Dukaten auf den Tisch, als ob es Rechenpfennige wären. Herr Peter, bis zu Thränen ge-

rührt, ergriff die wohlthätige Hand, und küßte sie mit Inbrunst.

Indessen kam Lenore, erschrack über die Pfeifentrümmer, und übersah darüber ganz den vornehmen Kundmann. „Ah! welche Sonne geht auf!" rief Dieser. „Ist das Euer Töchterlein, alter Herr?"

„Zu hohem Befehl, Ew. Durchlaucht!"

„Das schöne Kind steht mir also zu Befehl?" versetzte lachend der Prinz. „Guten Morgen mein Liebchen!"

Er fuhr ihr mit der Hand nach dem Gesichte, um sie in die Backen zu kneipen. Aber sie entzog sich der plumpen Liebkosung; und schamroth über des Vaters zweideutige Höflichkeit, die dazu Veranlassung gab, floh sie aus dem Laden. Grimmig sah ihr der Alte nach, und bat den verschmähten Buhler, de- und wehmüthig, ihre kleinstädtische Blödigkeit nicht in Ungnaden aufzunehmen. Der großmüthige Herr lächelte verzeihend, bezahlte die Füllung seiner Dose mit drei Dukaten, und nahm Abschied. Petermännchen sprang mit Lebensgefahr über den Tisch, um ihn zu begleiten, hielt ihm den Steigbügel, und erwartete nur einen Wink, ihm beim Aufsitzen den Bock zu stehen. Doch ohne Begehren des lebendigen Fußschemels, half sich der Prinz,

wiewohl sehr ungelenk, auf sein hohes Roß, und ritt nach dem Gasthofe. Der Krämer sah an den Thüren und Fenstern seiner Nachbarn forschend umher, ob man den stattlichen Kunden bemerkt habe; und da er überall große Augen wahrnahm, ging er mit stolzen Schritten in sein Gewölbe zurück.

Hier fand er Lenoren, mit Wegräumung des Pfeifenschuttes beschäftigt. „O du Gans!“ fuhr er sie an: „wie dumm führtest du dich vorhin auf! Hätt'st dir's für eine Ehre schätzen sollen, daß ein großer Herr, der mir um nichts und wieder nichts eine Mandel Dukaten schenkte, mit dir tändeln und liebäugeln wollte. Ja, wär's nur ein anderer Grünrock gewesen! Dem groben Tuche läufst du nach, und vor dem Sammt, dem feinsten Sammt, nimmst du Reißaus. O du Gans, du Hauptgans! Wer weiß denn, was sich angesponnen hätte? Gibts nicht Beispiele, daß sich Fürsten mit Bürgerstöchtern vermählten? — Gott! zu was für einem Manne konnt' ich noch in meinen alten Tagen aufwachsen! Und was werd' ich nun? — Von Gottes Gnaden Schwiegervater eines armen Schluckers!“ —

Indem er so schalt, sammelte das gute Mädchen, still duldend, die zerbrochenen Pfeifen, und entfernte sich mit nassen Augen.

Um sich von seiner Aergerniß auf eine angenehme Weise zu erholen, besah der Harpax die schönen Dukaten, legte sie auf die Goldwage, fand sie alle mehr als vollwichtig, und küßte dafür einen nach dem andern. Er prüfte eben den letzten, als sein hoher Wohlthäter plötzlich wieder in den Laden herein schoß, und ihm, da die Dukaten und die Wage nicht schnell genug versteckt werden konnten, scheltend zurief: „Was macht Ihr da? Einem geschenkten Gaule muß man nicht in's Maul sehen.“ — Aber sogleich wieder gut gelaunt, beklagte er sich in einem vertraulichen Tone, daß im Gasthofe kein anständiger Bissen für einen Mann seines Standes zu haben sey. „Bedenkt,“ sprach er, „man wollte mich, den kaum der beste französische Koch befriedigen kann, mit einem Häring abspeisen.“ —

„Ha, ha, ha! mit einem Schneiderkarpfen!“ — rief Herr Peter.

Der Grüne ward roth, und mitten im Laden, wo die beiden Sprechenden allein waren, erscholl ein wildes Gelächter. „Wer lachte da?“ sagte der Krämer bestürzt. „Gelacht hätte jemand?“ versetzte der Sammtrock. „Es muß wohl auf der Gasse gewesen sey.“

Herr Peter schüttelte bedenklich den Kopf, schlug sich aber die Sache schnell aus dem Sinne, weil sein Dich=

ten und Trachten jetzt darauf gerichtet war, dem Fremden noch mehr Dukaten abzulocken. In dieser Absicht erbot er sich, ihm binnen zwei Stunden mit einer leidlichen Mahlzeit aufzuwarten. Der Sammtrock, der die Armseligkeit des Gasthofes vorsätzlich übertrieben hatte, um mit Lenoren zu speisen, nahm die erwünschte Einladung huldvoll an.

Als er mit dem Versprechen, zu rechter Zeit wieder zu kommen, in den Gasthof zurückgegangen war, lief Petermännchen zu seiner Hausehre, verkündigte ihr den hohen Gast, und bat sie um Gottes Willen, sich zu tummeln. Sie erschrack über die Anmeldung, weil sie dem Förster gewogen war, und schon die Schwindelgedanken ihres Eheherrn, der Schwiegervater eines Fürsten zu werden, von Lenoren erfahren hatte. Doch, den Hausfrieden liebend, setzte sie sich ohne Widerspruch in Bewegung, das Beste aufzutischen, was Küche und Keller vermochten. Indessen fegte Herr Peter eigenhändig mit Besemen das Haus, wusch das Silberwerk, putzte die Messer, deckte den Tisch, und zündete Räucherkerzchen an. Lenore wollte ihn dieser unmännlichen Geschäfte überheben; er jagte sie aber in ihr Kämmerlein, mit dem Befehl, ihre besten Kleider anzulegen.

Zur Tischnachbarschaft des Sammtrocks gezwungen,

mußte sie, von des Vaters drohenden Blicken bewacht, die widerlichen Schmeicheleien und Liebeleien des albernen Menschen geduldig ertragen. Er betheuerte: er habe alle Höfe von Europa besucht, aber nirgend eine Prinzessin gefunden, die mit ihr an Schönheit zu vergleichen sey. „Horch, horch!“ rief der Vater schmunzelnd: „Aber Ew. Königliche Hoheit sagen damit wohl zuviel!“ — „Nein, nein!“ entgegnete der Gast: „Doch Ihr, mein Freund, betitelt mich zu hoch. Ich bin nicht Fürst, bin nur Graf — der Erbgraf von Hahnenfeld — und ich preise mich glücklich, daß ich kein Kronprinz bin: denn als solcher könnt ich mich nicht nach meiner Neigung vermählen. Aber mein gnädiger Vater, der regierende Graf, läßt mir darin freie Hand. Er ist überhaupt ein lieber, herrlicher Mann. Ihr sollt ihn kennen lernen. Seine Grafschaft liegt zwar über hundert Meilen von hier; er befindet sich aber jetzt auf einer Reise, die ihn durch dieses Städtchen führt, und ich bin eben im Begriff, ihm entgegen zu reiten. Heute über acht Tage treffen wir mit einander hier ein, und speisen Mittags bei Euch, wenn sich Mütterchen der Mühe unterziehen will, die Küche für uns zu bestellen.“

„Mit tausend Freuden!“ rief Petermännchen hastig, in ihrem Namen. Sie mußte sich denn auch bereit-

willig stellen; doch äußerte sie Besorgniß, daß der regierende Herr Graf mit ihrer geringen Bewirthung nicht zufrieden seyn würde. „Macht Euch kein Bedenken, liebes Frauchen!“ versetzte der Erbgraf. „Ihr bewieset mir schon heute, wie meisterlich Ihr die Kochkunst versteht. Es schmeckte mir in meinem Leben nicht so gut, als an Eurem Tische, ungeachtet mein Vater dem Könige von Frankreich zwei seiner trefflichsten Köche abspänstig gemacht hat, und eine Tafel führt, wie kein Fürst in der Welt. Dennoch wird er sich gewiß auch recht dick hier essen, der alte Herr. Er liebt zur Abwechselung tüchtige Hausmannskost, und sie wird ihm doppelt behagen, wenn Ihr ihm Gesellschaft dazu bittet. Ladet auf seine Kosten die Vornehmsten der Stadt zum Mittagsmahl ein, damit sie mit eigenen Augen sehen, wie Grafen Euch schätzen. Auch kann's wohl geschehen, daß Euch mein Vater etwa nach der Tafel einen gewissen ehrenvollen Antrag thut, den die mundaufsperrenden Zeugen, wie ein Lauffeuer, durch die Stadt verbreiten werden, wodurch Euch denn die Mühe der öffentlichen Bekanntmachung erspart wird.“ —

Er schielte Lenoren zärtlich an; sie schlug, betrübt über den ihr bevorstehenden Kampf, die Augen nieder; der Vater aber wußte sich vor Freude und Stolz nicht

zu lassen. Als ihm vollends der Erbgraf beim Abschiede die genossene Mahlzeit mit funfzig Dukaten bezahlte, fuhr ihm ein solcher Nagel in den Kopf, daß kein Auskommen mehr mit ihm war. Er hatte noch Tages zuvor, bei den damaligen Spottpreisen der über's Meer herkommenden Waaren, sehr gern für einen Pfennig Gewürz verkauft, und Alle, die ihn so bedeutend in Nahrung setzten, um fernern Zuspruch gebeten: nun aber trieb er jeden Pfennigkunden mit Hohn aus dem Laden, und gab auf der Stelle ein Gesetz, daß sich künftig niemand mehr unterfangen solle, ihn wegen solcher Kleinigkeiten in seiner Ruhe zu stören.

Noch patziger war er gegen den Förster, der Abends zum Besuch kam. „Hört," sprach er, „Ihr habt ein Auge auf meine Tochter; aber höhere Blicke wenden sich nach ihr, und sie ist nicht geboren, in Eurer Waldhütte zu versauern. Betretet daher, als Liebhaber und Freier, meine Schwelle nicht mehr! Uebrigens bin ich Euer Freund, und bleib' Euch gewogen." Rudolph erstarrte; indem aber der alte Uebermüthler den Rücken wandte, drückte Lenore dem bestürzten Jüngling die Hand, und sagte ihm in's Ohr: „Dein bis in den Tod!" — Da ging er getröstet von dannen.

Die eingeladenen Großen der Stadt waren bereits in ihren Feierkleidern zum Schmause versammelt, als ein sechsspänniger Wagen vorfuhr. Die Grafen von Hahnenfeld saßen darin. Herr Peter, der schon lange auf der Lauer gestanden hatte, riß den Wagenschlag auf, und wollte den regierenden Herrn heraus langen. „Das geht mit Seiner Hochgräflichen Gnaden nicht so schnell!" sagte ein Bedienter, indem er ein zierliches Fußbänkchen unter den Tritt setzte. Jetzt bewegte der Graf seine wunderlich bekleideten Füße heraus. Er trug rothe Halbstiefeln, vorn mit einer ellenlangen silbernen, aufwärts gekrümmten Spitze, auf welcher ein goldener Hahn, in der Stellung eines krähenden, mit ausgebreiteten Flügeln und offenem Schnabel, stand. Diese Fußrüstung, die allenfalls bei einem Faustkampfe, wie ein Kosackenspieß, brauchbar gewesen wäre, schien zum Gehen nicht bequem. Der Graf humpelte, von zwei Bedienten unterstützt, gar mühsam aus dem Wagen in's Haus.

Die demüthigen Kleinstädter bückten sich unmäßig tief und lange vor dem anwackelnden regierenden Herrn, den jetzt, wie manchen andern Regenten, seine Diener regierten. Als sich die gebeugten Kriechlinge nach und nach, wie vernünftige Menschen, wieder aufgerichtet

hatten, sahen sie starr auf die gewappneten Füße. Der Graf, das bemerkend, sagte lächelnd: „Wundern sich die Herren, daß ich auf einem so großen Fuße lebe? — Es ist die neueste französische Mode, oder vielmehr die Auferstehung einer alten, die schon seit Jahrhunderten begraben und vergessen war. Als ich mich vor zwei Monaten am französischen Hofe befand, hatte sie der König eben wieder vom Tod' erweckt: er erschien mit Schnabelschuhen, die volle zwei Ellen lang waren. Ich scherzte mit Seiner Majestät darüber. Ist es nicht genug, sagt' ich, daß Könige lange Hände haben? Wollen sie auch mit den Füßen herrschen und erobern? — Nein, lieber Graf! antwortete Seine Majestät, und klopfte mich auf die Achsel: Wir brauchen nur dazu einen großen Fuß, damit die Länder, die wir darunter bringen, fein Platz haben. — Aber, wie man den Königen immer nachäfft, so thaten's auch die Pariser Hofschranzen, obwohl dergleichen Männlein keine Länder unter den Fuß bringen können, sondern sich mit Eroberung eines günstigen Monarchen- oder Frauenblicks begnügen müssen. Sie storchten nach wenigen Tagen insgesammt mit Riesenschuhen herum, und die meisten trugen vorn an der Spitze klingende Schellen, die sich besser an ihre Kappen geschickt hätten. — Der König

neckte mich so lange, bis ich mir endlich selbst den Narrentand anschaffte. Ich ließ, statt der gar zu geckenhaften Schellen, mein Wappenbild, den Hahn, darauf setzen, und er ist auch nicht stumm, das sollen die Herren gleich hören.“ —

Die hohe Person beugte sich jetzt zu den Hähnen hinab, berührte sie mit dem Zeigefinger, und sie krähten, wie lebendig, und schlugen dazu mit den Flügeln. Den Anwesenden grieselte die Haut. „Seht, meine Herren,“ sagten Hochdieselben, „das ist ein französisches Kunstwerk! Das macht mir einmal in Deutschland nach!“

Eben trat der Stadtpfarrer, der sich etwas verspätet hatte, in seiner Amtskleidung herein. Der Graf schnitt ihm, zum Dank für seine ehrerbietige Verbeugung, ein zorniges Affengesicht, und bediente sich, wie von einer Uebelkeit angewandelt, seines Riechfläschchens. Der Anfall ging indessen vorüber. Als jedoch, nachdem die Suppe aufgetragen war, der Pfarrer das Tischgebet zu sprechen begann, schien dem Grafen von neuem unwohl zu werden: er verzerrte das Gesicht noch häßlicher, als zuvor, hinkte an's Fenster, riß es auf, steckte den Kopf hinaus, und zog ihn nicht eher wieder zurück, bis der Pfarrer das Gebet vollendet hatte. Der Wirth nöthigte nun den erhabenen Gast, der wieder

mit ruhiger Miene vom Fenster zurück kam, an die Oberstelle der Tafel, und wollte ihm den Geistlichen, als den vornehmsten der einheimischen Gäste, an die Seite setzen; allein der regierende Herr, dem diese Anordnung nicht beliebte, spielte ohne Umstände, wiewohl er sich auf einem fremden Gebiete befand, den Regenten: er faßte mit der einen Hand seinen Sohn, mit der andern Lenoren, und zog sie links und rechts auf die Stühle neben sich nieder.

Es war sonderbar, daß der Erbgraf, der acht Tage zuvor eine sehr geläufige Zunge besaß, und das gute Vernehmen mit seinem Vater rühmte, jetzt in Gegenwart desselben stumm, scheu und blöde war, als ob er nicht drei zählen könnte. Desto besseres Mundwerk hatte der regierende Herr. Nur ließ er sich meistens mit so seltsamen Meinungen heraus, daß ihm die ganze Tischgesellschaft hitzig widersprochen haben würde, wenn nicht sein Rang den zaghaften Spießbürgern ein Schloß vor den Mund gelegt hätte.

Als unter andern die Rede davon war, daß man einen nahen Krieg befürchte, rief der erlauchte Herr: „Ei, was befürchten! Der Krieg ist eine fröhliche Menschenjagd, eine wahre Fürstenlust! — Und seht Ihr nicht seine Nothwendigkeit ein? Die Menschen wachsen

wie Unkraut, und würden bald keinen Raum mehr auf der Erde haben, wenn nicht des wohlthätigen Kriegsgottes eiserne Faust von Zeit zu Zeit den lebendigen Ueberfluß unter die Erde schaffte."

Eben so wundersam waren seine Aussprüche, als man nachher über Mißwachs und Theurung klagte, und die Kornwucherer verwünschte. „Scheltet mir die wackern Leute nicht!" fiel er dem Sprecher in's Wort. „Es sind unentbehrliche Frohnvögte, die das träge Menschengeschlecht mit der Geisel des Hungers zur Thätigkeit treiben. Besonders sind wir Großen ihnen Dank schuldig. Sie sorgen dafür, daß wir uns nicht selbst die Schuhe putzen müssen: denn wer würde für Andere knechten und arbeiten, wenn er sich täglich für ein paar Heller satt essen könnte? — Darum sollte man um jene verdienstvollen Männer eine allgemeine Landtrauer anlegen, wenn sie, bei plötzlichem Fallen der Getreidepreise, zum Strick greifen, und aus dem hänfenen Fenster heraus der Welt, der sie nichts mehr nützen können, Valet sagen."

Als der Nachtisch aufgesetzt wurde, lehnte sich der edle Herr gemächlich im Stuhle zurück, legte die Hände

gefaltet auf die Brust, ließ die Daumen um einander herum spielen, und sagte: „Ich bin heute überaus heiter! Warum haben wir nicht Musik?“

„Ew. Hochgräfliche Gnaden verzeihen,“ antwortete der Wirth, „damit ist's in unserem Neste gar schlecht bestellt. Wir haben nur drei Fiedler, deren wir überdies heute nicht habhaft werden können, sintemal sie bei einer großen Bauernhochzeit, die acht Tage dauert, mit ihren Cremoneser Geigen aufwarten. Wollten aber Ew. Gnaden geruhen, sich mit Zitherspiel und Gesang zu begnügen, so würde mein gegenwärtiger Herr Gevatter, der Cantor Gabriel, nicht ermangeln, sich unterthänig hören zu lassen.“

Herr Gabriel, der dem bekannten Sprüchworte: **Cantores amant humores**, nachgelebt und weidlich gezecht hatte, ward noch röther, als er schon war, und winkte dem Herrn Gevatter mit der Hand, ihn in Ruhe trinken zu lassen. Doch der Graf sagte: „Also sitzt ein Namensvetter des berühmten Engels Gabriel mit uns zu Tische? — Nun, die Engel sind vortreffliche Sänger und Harfner; daher bin ich lüstern, den Herrn Cantor singen und spielen zu hören, weil er ohne Zweifel seinem Engelnamen keine Schande machen wird.“

Der Cantor erhob sich vom Stuhle, und lallte mit

schwerer Zunge: „Der erlauchte Herr denken zu günstig von meiner Wenigkeit. Ich bin leider ein Stümper, und bitte geziemend, mir den Beweis davon gnädig zu erlassen.“

Da sprang Herr Peter hastig auf, trippelte hin zum Cantor, und sagt' ihm in's Ohr: „Gevatter, sperrt Euch doch nicht! Es kann Euch eine Hand voll Dukaten einbringen, und am Trunk sollt Ihr nichts einbüßen; Ihr könnt morgen zwei Flaschen Wertheimer gratis bei mir abholen lassen.“

Das waren Bewegungsgründe, denen Herr Gabriel nicht widerstehen konnte. Er ging mit schwankenden Schritten nach Hause, holte seine Zither, und fragte bei der Rückkunft den Grafen: ob er ein ernstes oder scherzhaftes Lied befehle.

„Gebt uns ein lustiges Stück!“ sagte der Graf.

„Das vom zerbrochenen Satan, Herr Gevatter!“ schrie der fröhliche Wirth.

„Vom zerbrochenen Satan?“ — rief der Graf, hell auflachend. „Das will ich hören!“

Der Zitherschläger sang, nach einem kurzen Vorspiele, folgende wilde Posse:

Als der Teufel herunter vom Himmel fiel,
Da ging er morsch entzwei.
Seine Glieder wurden der Winde Spiel,
Und flogen umher, wie Spreu.

Auf den Boden des Landes Hispania
Ward das Haupt vom Sturm gesä't:
Drum wuchs der Kürbis des Hochmuths allda,
Der ohne Verdienst sich bläht.

Die Brust und das schwarze Herz darin,
Die kamen in Welschland an Port:
Drum herrschet dort viel hämischer Sinn,
Und Rachgier und Meuchelmord.

Der Magen und Bauch zusammengesellt,
Erreichten in Deutschland ihr Ziel:
Drum schmauset man hier so gern, und hält
Auf volle Becher viel.

Die Beine drehten sich lang' im Ring',
Und endlich nach Frankreich hinein:
Drum ist der Franzos ein so regsames Ding,
Und kann nie ruhig seyn

Nach Algier reis'te die eine Hand,
Die andre nach Tunis hin:
Drum sticht man dort, von Habsucht entbrannt,
In's Meer nach Raubgewinn.

Die Zunge, vom Teufel zerbissen vor Wuth,
Flog stückweis in alle Welt:
Drum schwärmt überall der Lügen Brut,
Und Wahrheit räumet das Feld.

Der regierende Herr wollte, während des Gesanges, immer vor Lachen bersten. „Das ist ein erzschnurriges Ding!“ rief er am Ende. „Der Teufel selbst, wenn er hier wäre, würde sich darüber freuen; denn ungeachtet ihn das Lied unbarmherzig zerbröckelt, befindet er sich doch, nach den neuesten Nachrichten, im besten Wohlseyn.“

Hierauf zog er einen schweren, mit Gold gefüllten Beutel aus der Tasche, legte ihn auf einen Teller, und sagte zu dem hinter seinem Stuhle stehenden Bedienten: „Bring' das dem wackern Sänger, zur Erkenntlichkeit für das mir gemachte Vergnügen.“ — Mit der feurigsten Dankbarkeit küßte der Beschenkte des hohen Gebers Hand und Kleid. „Nehmt fürlieb, mein Freund!“

sagte der Graf. „Und sollt' es Euch über kurz oder lang hier nicht mehr gefallen, so kommt an meinen Hof, und seyd der Bestallung zum Tonmeister, mit gutem Gehalte, gewärtig.“

Gleich nachher gab er durch Erhebung vom Stuhle das Zeichen zum allgemeinen Aufstande.

Nachdem man ihm die Mahlzeit mit den unterwürfigsten Bücklingen gesegnet hatte, führte er Lenoren und ihre Aeltern an ein Fenster, winkte seinem Sohne, und sagte: „Nun, Erbgräfchen, fädle deine Sache hübsch ein! Du verstehst ja das Einfädeln!“ —

Aber der junge Herr schlug erröthend die Augen nieder, und geberdete sich eine Weile wie ein Dümmling, der nicht weiß, was er sagen soll. Endlich hob er schwerfällig an: „Jungfer Lenore, die hellen Strahlen Eurer unvergleichlichen Schönheit, vereinbart mit Tugendzier, haben — machen —“ Da blieb er stecken, und rieb und wand die Hände so ängstlich, daß seine vielen Ringe hätten Feuer geben mögen.

„Du bist ja heute ganz verblüfft!“ sagte der regierende Herr. „Fängst da eine Salbaderei an, als hätte sie dir ein alter Schulmeister eingetrichtert, und auf

Einmal stockt dir das Wort im Munde. So muß ich wohl selbst für dich sprechen." — Er that nun Lenoren, im Namen des Stummen, eine förmliche Liebeserklärung, und versicherte seiner Seits, daß er, als zärtlicher Vater, die etwas starke Mißverbindung, die seine hohen Standesgenossen freilich sehr tadeln würden, genehmigen wolle. Er foderte nun auch des Mädchens Aeltern auf, gleichfalls ihre Einwilligung zu ertheilen.

„O, wir Armen, wir Unwürdigen!" sagte Herr Peter mit Freudenthränen: „wie könnten wir uns einen Augenblick bedenken, das hohe Glück, das unserer Tochter so herablassend geboten wird, mit unterthänigster Danknehmigkeit zu empfangen?"

Aber die Mutter sprach muthig: „Gleich und Gleich gesellt sich gern, gnädiger Herr, und nur Gleich und Gleich ist mit einander zufrieden und glücklich. Unsere Tochter liebt den jungen Förster, der draußen im Walde wohnt, und ich kenne ihr Gemüth, daß sie ihn um keinen Prinzen vertauschen würde. Was hat auch eine arme bürgerliche Dirne von einem vornehmen Gemahl zu erwarten? — Verachtung und Verstoßung, sobald die Röslein auf den Wangen verblüht sind; und sie verblühen so schnell, als die im Garten. Das ist denn

kurze Freud und langes Leid. Also verzeihen Hochdieselben, daß ich mich im Namen meiner Tochter, die zu furchtsam ist, frei von der Leber weg zu sprechen, für die ihr zugedachte Gnade höflich bedanke."

„Thörichte Frau!" schalt der Krämer, mit dem Fuße stampfend: „Du redest so einfältig, daß ich mich vor Seiner Hochgräflichen Gnaden deiner schäme." — Er wandte sich dann zu Lenoren: „Ich hoffe, du bist klüger, als dein Advokat. Sprich also selbst, ob du die Hand des jungen Reichsgrafen, der einst Land und Leute regiert, ausschlagen willst?"

„Ja, Vater!" sagte sie sanft, doch fest. „Ich gelobte Rudolphen ewige Liebe und Treue."

„Liebe hin, Treue her!" rief er wild. „Bei Lieb' und Treue kann man verhungern."

Der regierende Herr nickte Beifall.

„Ich befehle dir," tobte Jener fort, „als Vater und Hausherr befehl' ich dir, dem Jäger den Korb und dem Herrn Grafen das Jawort zu geben."

„Nein, eher ende mein Leben auf der Stelle!" seufzte Lenore, mit einem Blick gen Himmel.

„Nun, so ruf' ich denn alle Häupter der Stadt, die mit Erstaunen um mich her stehen, zu Zeugen an, daß ich eine erzungehorsame Tochter habe!" schrie Herr

Peter, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Aber ich will meine väterliche Gewalt brauchen — ich will züchtigen, einsperren, hungern lassen —"

„Ruhig, Männlein, ruhig!" sagte der regierende Herr, und richtete sehr gelassen und bedächtig an Lenoren die Frage: ob sie in dem Falle, daß sie von Rudolph ihres Gelübdes freiwillig entlassen würde, den Erbgrafen heirathen wolle.

Sie schwieg einige Augenblicke, weil sie die Frage keiner Antwort werth hielt. Doch da sie nicht befürchten durfte, von dem treuen Jüngling leichtsinnig aufgegeben zu werden, und sie sich wenigstens für jetzt Luft schaffen wollte, so sprachen ihre Lippen ein leises Nothja, indem ihr Herz zugleich Nein sagte.

„Vorfahren!" rief der Graf einem Bedienten zu. Seine Prachtkutsche, die in einiger Entfernung noch bespannt hielt, rasselte vor die Thür. Er beurlaubte sich von der Gesellschaft, mit der Versicherung baldiger Rückkunft, ließ den Erbgrafen gleichsam zum Pfande da, setzte sich in den Wagen, und befahl, nach dem Forsthause zu fahren.

Martha sah neugierig aus dem kleinen, in einen grünen Rahmen gefaßten Fenster, als die hohe Herrschaft angerollt kam. Rudolph war eben tiefer in den Wald gegangen, um der Abendkühle eines heißen Tages zu genießen, und in düsterer Einsamkeit seinem Kummer nachzuhängen: denn er wußte, daß die große Gasterei in Peter Griffling's Hause den Zweck hatte, ihm sein Mädchen abwendig zu machen. Ein gräflicher Bedienter fragte nach ihm. Martha, die steif und fest glaubte, der königliche Landesherr sitze draußen in der Kutsche, warf mit Angst und Zittern ihren Sonntagsmantel um, und machte sich schnell auf die Füße, um ihren Herrn aufzusuchen. Des Grafen sechs Rappenhengste trabten und schnoben hinter ihr her. Zum Glück hatte das alte Weiblein, das mit fliegendem Mantel voran keuchte, nicht lange nöthig, die angreifende Rolle eines herrschaftlichen Läufers zn spielen, weil Rudolph schon in der Gegend der Königstanne, die unweit des Fahrweges stand, der im Walde so seltenen Erscheinung eines Sechsspänners mit Verwunderung entgegen kam.

„Seyd Ihr der Förster Rudolph?" rief der Graf, und ließ sich, nach erfolgter Bejahung, aus dem Wagen heben. Er ging mit dem jungen Manne, den er

vertraulich unter den Arm faßte, eine Strecke waldein, um die vorhabende Unterhandlung nicht von seinen Leuten behorchen zu lassen. Es war ein beschwerlicher Gang für ihn, weil sich seine langen Schuhschnäbel beinahe von Schritt zu Schritt in dem Gestrüppe verfingen. Da er jedoch die Mühe, sich immer wieder loszuwickeln, nicht scheute, so ward die nöthige Entfernung endlich erreicht, und er begann: „Ich bin der regierende Graf von Hahnenfeld. Mein einziger Sohn sah vor acht Tagen des Kaufmanns Griffling artige Tochter, verliebte sich in sie, und bestand darauf, das Dirnlein zu heirathen. Ein toller Einfall; doch ich gab nach. Wir thaten heute die Anwerbung. Da erhielten wir von Lenoren den Bescheid: sie sey schon mit dir verplämpert, und müsse dir Wort halten; wenn du aber, um ihrem Glücke nicht im Wege zu stehen, freiwillig zurückträtest, so wolle sie den Erbgrafen heirathen."

„Das hätte Lenore gesagt?" fiel ihm Rudolph finster in's Wort.

„Sie hat's gesagt!" erwiederte der Graf. „Vielleicht mit zwei oder drei andern Wörtlein, die aber denselben Sinn hatten. Nun kommt's darauf an, ob du das Mägdlein zur Gräfin und dich — zum Oberlandjägermeister erheben willst. Diesen Posten, mit

Adelswürde, verspreche ich dir, und kann es mit Sicherheit, weil ich am Hofe deines Königs, wie an allen Höfen, viel gelte, und alles durchsetze, was mir beliebt. Die geheimen Räthe und die Hofnarren, die Beichtväter und die schönen Hoffräulein — kurz, alle solche Leute, von welchen sich die Herrscher beherrschen lassen, lenk'. ich wie Gliederpuppen, und sie tanzen, wie ich pfeife. Darum kannst du dich auf die versprochene Beförderung fest verlassen."

Rudolph sah ihm scharf auf die Füße, und sagte: „Mich däucht, Ihr seyd Derselbe, den ich schon vor vierzehn Tagen hier, wo wir stehen, mit verschiedenen Anerbietungen zurückwies."

„Das möchte wohl ein Irrthum in der Person seyn;" entgegnete der Graf.

„Mit nichten!" sprach Rudolph. „Ihr seyd, trotz Eurer etwas veränderten Gestalt, der gefährliche Geist, der in diese Tanne gebannt war, und den ich aus gutmüthiger Einfalt befreite."

„Du Vogel, kennst mich noch gut!" rief Jener lachend. „Also thu' auch, was ich verlange; denn ich habe Macht, dir zu schaden."

„Ja, wäre nicht Einer über uns, der mächtiger ist, denn du!" versetzte Rudolph. „Du kannst mir eben

so wenig ein Haar krümmen, als dem Doctor Luther, der dir vor einigen Jahren sein Tintefaß an den Kopf warf."

„Was rührst du die alte Geschichte auf?" griesgramte der Geist. „Wir haben nichts weiter mit einander zu sprechen. Bleib, was du bist! Lenore heirathet dennoch den Erbgrafen. Ich verlasse mich auf die feile Seele, den Vater! Der wird, wenn ich ihm Geld genug biete, dein Liebchen so lange peinigen, bis es gehorsamt."

Mit dieser Drohung ging er fort; aber so langsam wie eine geizige Frau, die mit einem Kaufmanne nicht Handels eins werden konnte, und von Schritt zu Schritt erwartet, daß er sie zurück rufen, und ihr die gefeilschte Waare um das darauf gebotene Spottgeld überlassen werde.

Indessen überlegte Rudolph die Sache. Ueberzeugt, daß Herr Griffling, mit Höllengold bestochen, das treue Mädchen grausam mißhandeln werde, sann er ängstlich auf ein Mittel, dem Bestecher die Hände zu binden. Er hatte bald einen klugen Einfall. „Ihr seyd verdammt kurz angebunden!" rief er dem forthinkenden

Fliegenfürsten nach. „Worauf trotzt denn ein so ohnmächtiger Geist, den ein Geisterbanner zu einer Spinne zusammendrücken und in ein Baumhöhlchen einspünden konnte? — Ich wette darauf, Ihr vermögt es nicht, Euch von selbst in so ein kleines Wesen zu verwandeln, und in das enge Behältniß zu pressen."

„Ho! ho! das wär' mir ein Spaß!" rief Meister Valant, mit Hohnlachen.

„Ich glaub's nicht eher, bis ich das Kunststück sehe;" versetzte der Weidmann. „Und die Neugier plagt mich dergestalt, daß ich mich allenfalls, wenn Ihr mir den Hokus Pokus auf der Stelle macht, aus Erkenntlichkeit entschließe, etwas nachgiebiger zu werden."

Plötzlich verschwand die Grafengestalt; eine schwarze Spinne lief an der Königstanne hinauf, und kroch in den alten Kerker. Blitzschnell verschloß ihn der Jäger mit dem dreimal bekreuzten Zäpflein, das er noch immer, ohne daran zu denken, mit sich herum getragen hatte. Es meldete sich aber selbst, als der Fliegenfürst die Unterhandlung trotzig abbrach. Da bewegt' es sich, seine Dienste gleichsam anbietend, lebhaft in der Tasche, und leitete damit den jungen Mann auf den Gedanken, den er jetzt glücklich ausführte.

„Holla, mach' auf! rief inwendig der schwarze Kanker. „Was soll das bedeuten?"

Des Jägers Antwort waren ein paar Schläge mit dem Flintenkolben, womit er das Zäpflein fester einklopfte.

Und indem er sich hierauf nach der Straße kehrte, verwandelte sich vor seinen Augen die gräfliche Kutsche in einen Strohwisch, den sechs geflügelte, mit Zwirnfaden angesträngte Heuschrecken in die Luft führten.

„O, ich dummer Teufel!" schrie der Gefangene. „Da ließ ich mich abermals von einem Menschen überlisten! — Was hilft's, ich habe verspielt, und mache dir förder dein Liebchen nicht streitig. Zieh also getrost das Zäpflein wieder heraus! Ich will dir dann auch erzählen, wie es sich mit dem vorgeblichen Erbgrafen verhält, damit du ihm ohne Umstände die Thür weisen kannst."

„Erzähle nur, erzähle!" sagte Rudolph. „Mit dem Zäpflein hat es noch Zeit."

„Mein sogenannter Erbgraf," begann der Unhold, „ist ein armseliger Schneider, und zwar derselbe, der mir, um Tuch zu stehlen, meinen Mantel zu kurz schnitt. Ich wollt' ihm darüber zu Leibe. Da stellte Meister Knopf — so heißt der Schuft — demüthig vor:

die begangene Deube sey so geringfügig und überdieß so gewöhnlich, daß seine wenige Person unmöglich die Hölle damit verdient haben könne. Er wolle sich jedoch mir verschreiben und ergeben, wenn ich seine Neigung zu hübschen Weiblein befriedigte, und ihm die schönste Dirne, die ich aufgabeln könne, verschaffte. — Nun weiß ich selbst nicht, warum ich auf das elende Schneiderlein so versessen war, da doch tausend fettere Höllenbraten täglich für mich gar werden. Kurz, ich ließ mich in den Handel ein, erniedrigte mich zu seinem Kuppler, und versprach ihm Lenoren, die ich ein paar Tage zuvor, als sie mit dir aus dem Walde nach der Stadt ging, gesehen hatte. Meister Knopf, mit Gelde reichlich von mir versorgt, ritt hierher, gab sich für den Sohn eines regierenden Grafen aus, und ich — als hätt' ich sonst nichts zu thun! — beschäftigte mich heute damit, die Rolle seines Vaters zu spielen. Ich sage mich aber, da ich seinetwegen hier in der Tinte sitze, ganz von ihm los. Geh hin, und wirf ihn aus dem Hause! — Nun hab' ich das Meinige gethan. Thu jetzt das Deinige, und laß mich frei!" —

„Nein, du undankbarer Geist!" sagte der Jäger. „Du hast mir deine erste Befreiung zu übel vergolten!"

„Wie? — du willst nicht Wort halten?" schrie der Unhold.

„Ich versprach nichts!" antwortete Rudolph, und eilte davon.

Der Satan brüllte ihm die gräßlichsten Verwünschungen nach, und schüttelte die Tanne so gewaltig, daß der Boden unter ihr bebte, und ein herab stürzender Zapfenregen den Umkreis des Stammes bedeckte.

„Halt Meister Knopf!" rief Rudolph, als er, in's Gesellschaftzimmer hastig eintretend, den Windbeutel, der nach Satans Fahrt in den Wald recht lustig geworden war, mit Lenoren um einen Kuß ringen sah. „Was willst du hier? du ungebetener Gast!" schrie dagegen Herr Peter, und sprang dem Förster wüthend entgegen. Aber in demselben Augenblicke begab sich, zu Rudolphs Rechtfertigung, das wunderbare Ereigniß, daß dem Meister Knopf, der beim Rufe seines Namens erstarrte, die gräflichen Prachtkleider, wie Zunder, vom Leibe fielen. Da stand er, ein bleicher, bebender Dürrling, in einem verwitterten grauen Röckchen, aus dessen Taschen lange Papierstreifen zu Kleidermaßen hervor hingen.

„Greift wieder zur Scheer' und Nadel, Herr Erbgraf!“ sagte Rudolph. „Der regierende Herr hat ausregiert! Er kann Euch den Beutel nicht mehr spicken, um ehrlichen Leuten damit einen blauen Dunst vorzumachen.“

Stumm und geduckt, wie ein feiger Schelm, der Schläge befürchtet, huschte der Schneider zur Thür hinaus. Rudolph erzählte hierauf den Vorgang im Walde. Männiglich erstaunte darüber. Der Geistliche weniger, als die übrigen Zuhörer. „Ich ahnte,“ sprach er, „den Wolf im Schafskleide, weil ich, der Diener des göttlichen Wortes, ihm ein Dorn im Auge war.“

„Aber, zum Henker! wer bezahlt mir die Kosten des heutigen Gastmahls?“ rief Herr Peter. „Und ich will doch nicht hoffen —“ Er stürzte, plötzlich abbrechend, aus dem Zimmer, kam nach einigen Minuten mit einem ganz entstellten Jammergesichte zurück, und schrie: „Ach, ich unglücklicher, betrogener Mann! Alle meine Teufelsdukaten, die ich von dem verfluchten Erbgrafen erhielt, haben sich in Kohlen verwandelt.“

Erschrocken fuhr der Cantor in die Tasche, und zog, statt der ihm bei der Tafel verehrten seidenen Goldbörse, einen Beutel von grauer Sackleinwand hervor. Er öffnete ihn mit zitternden Händen, und fand, als hämische Anspielung auf seine Trinklust, ein paar Dutzend

Korkstöpsel darin. Die Gesellschaft brach in ein unbändiges Gelächter aus. Selbst Herr Peter, der geschlagene Mann, grins'te einen Augenblick, wie ein vergnügter Affe. Aber seine böse Laune kehrte sogleich wieder zurück, und alle Gäste machten sich fort, da nun doch von dem grämlichen Knauser kein Trunk Wasser mehr zu erwarten war.

Die satanische Prellerei hatte übrigens den guten Erfolg, daß er nicht weiter mit dem Gedanken umging, seine Tochter an einen großen Herrn zu vermählen. Er nahm den wackern Förster wieder zu Gnaden an, und richtete bald hernach ihm und Lenoren die Hochzeit aus.

Der Fliegenfürst, mit seinem engen Hoflager in der Königstanne höchst unzufrieden, durchtobte die Nächte, bis ihm, da der Lärm unerträglich war, ein zu Hülfe gerufener Geisterbanner einen andern Wohnsitz anwies. Seine Unklugheit, vor feindlichen Augen in's alte Gefängniß zu kriechen, ward weltbekannt, und erzeugte die Redensart des gemeinen Lebens, daß man einen Tropf, der sich auf eine lächerliche Weise überlisten läßt, einen dummen Teufel zu nennen pflegt.

III.

Die Hofmeisterin.

1.

Um dieselbe Zeit, als Doctor Faust aus Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Weinfasse ritt, lebte dort ein sehr ansehnlicher Kaufmann, Namens Altmayer, dessen schlechteste Waare, die er im Hause hatte, sein einziger eheleiblicher Sohn war. Die väterliche Absicht, einen tüchtigen, Ordnung liebenden Großhändler aus ihm zu ziehen, schlug gänzlich fehl. Er widmete sich zwar dem Merkur, aber nicht dem Gott der Kaufleute, sondern dem Gott der Diebe: denn der Götterbote ist, wie bekannt, auch Schutz- und Schirmherr der letztern, und hat, wie alte Sagen von ihm erzählen, oft selbst lange Finger gemacht. Das that auch Valentin Altmayer. Doch verfuhr er dabei, nach seiner Mei-

nung, mit einer gewissen Anständigkeit. Fremdes Gut war vor ihm sicher; er vergriff sich nur an dem Eigenthume seines Vaters, weil er sich schon als Mitbesitzer betrachtete, und heimliche Entwendungen für weiter nichts als einen erlaubten Vorgenuß der künftigen Erbschaft ansah.

Was er auf solche Art wegkaperte, trug er nicht, wie jener Heilige, der Leder stahl, um Schuhe für die Armuth daraus zu bereiten, in die Häuser der Armen, sondern in andere Häuser, wo Leute seiner Gattung selbst so arm werden, daß sie endlich keine Schuhe mehr haben. Er vergeudete und verpraßte den Raub mit liederlichen Gesellen und Buhldirnen. Sein Vater, der diese Streiche bald erfuhr, schlug an dem verhofften Stabe seines Alters manchen Stab entzwei, und verschaffte ihm, da diese Schläge nicht anschlugen, eine Pfründe im Zuchthause, wo er sein durch starke Weine erhitztes Blut mit Wasser kühlte, und den von Torten und Pasteten verdorbenen Magen durch eine heilsame Hungerkur wieder herstellte.

Als er ein halbes Jahr lang so gebüßt hatte, und Reue und Leid bezeigte, nahm ihn der Vater wieder ins Haus und zu Gnaden an. „Aber was wird nun

aus dir?" sprach er. „Zur Kaufmannschaft bist du zu dumm!" —

Valentin erröthete über diese Beleidigung, und murrte.

„Ja, ja, zu dumm!" wiederholte der Vater. „Denn es ist der Dummheit höchster Grad, wenn man nicht sein ganzes Dichten und Trachten darauf richtet, etwas vor sich zu bringen."

„Nun, so laßt mich studieren!" rief Valentin trotzig.

„Da hast du Recht! Das ist der sicherste Weg, nichts vor sich zu bringen!" versetzte der Vater, und ließ sich dennoch den Vorschlag gefallen, weil er, wie Viele seines gleichen, der Meinung war, daß ein unnützer, zu allem Handel und Wandel unbrauchbarer Mensch immer noch klug genug sey, ein Gelehrter zu werden. Als sich aber Valentin auf die Frage, was er studieren wolle, für die Rechtswissenschaft erklärte, schüttelte Herr Altmayer den Kopf, und sagte: „Das ist nichts für dich! Die Geschäfte eines Juristen sind zu wichtig; sie betreffen Hab' und Gut; und hast du als Advokat einen Prozeß verfaselt oder verpfuscht, so mußt du den Bock bezahlen, und bist dir selbst ein unglücklicher Schadvokat. Drum wende dich lieber zur Medicin! Da ist weniger zu verderben. Alle Menschen müssen

von hinnen! — Quacksalberst du auch einen und den andern Kranken zu früh aus der Welt hinaus, was thut das? Kein Hahn kräht darüber, und dein Fehler wird ehrlich begraben.“ —

Valentin, dem es nur um den Titel und die Freiheiten eines Studenten zu thun war, widersprach nicht, und ward in die Liste der Musensöhne eingeschrieben. Er kostete auch Anfangs in verschiedenen Hörsälen ein wenig herum; aber die trockene Gelehrsamkeit wollte ihm nirgend behagen. Besser schmeckte ihm das edle Naß der Weinkeller, und er lebte nach wie vor mehr unter als über der Erde.

2.

So geschah es, daß er sich auch damals in Auerbachs Keller befand, als Doctor Faust den weltberühmten Ritt auf dem Weinfasse machte. Das bezeugt Goethe in seinem Faust. Unser Altmayer ist darin genannt und verewigt. Er gehörte zu den lustigen Gästen, die sich an dem Doctor muthwillig reiben wollten, und dafür durch ein Blendwerk der schwarzen Kunst lächerlich getäuscht wurden.

Ein Weinberg stieg um sie empor,
Mit goldnen Trauben reich behangen.
Sie zogen Messer schnell hervor,
Die Lese fröhlich anzufangen.
Sieh, da verschwand die Herrlichkeit,
Wie eine bunte Seifenblase,
Und jeder hielt, zum Schnitt bereit,
In seiner Hand — des Nachbars Nase.

Bestürzt fuhren die Weinleser aus einander; Faust ritt auf einem Fasse davon.

Dem jungen Altmayer gefiel dieses Zauberstück ungemein. Er dachte, wer solche Dinge zu thun vermöge, der könne auch Sand und Steine in Gold verwandeln, und diese Kunst sey des Lernens wohl werth. Darum beschloß er auf der Stelle, sich bei dem Wundermann als Schüler zu melden. Er forschte Fausts Wohnung aus, und ging dahin. Im Vorgemache fand er den bekannten Famulus Wagner, und Fausts gewöhnlichen Begleiter, einen großen schwarzen Hund, in welchem, der Sage nach, ein mächtiger Geist, oder gar der Teufel selbst, wohnen sollte. Valentin machte ihm deßhalb eine tiefe Verbeugung. Aber der Schwarze nahm diese Höflichkeit nicht sonderlich huldreich auf;

er knurrte vielmehr, und fletschte die Zähne. Wagner beschwichtigte ihn, mehr bittend als befehlend. Dann fragte er Altmayern, was sein Anbringen sey.

„Ich habe Lust, die Goldmacherkunst zu lernen," antwortete Dieser, „und wünsche deßhalb mit dem Herrn Doctor zu sprechen."

„Wenn du bei meinem Meister nichts anders zu suchen hast," versetzte Wagner, „so findest du kein Gehör. Er gibt sich nicht damit ab, den Stein der Weisen unwürdigen Menschen mitzutheilen, die nur darum reich werden wollen, um ein müßiges Schlaraffenleben zu führen. Und daß du des Sinnes bist, das steht dir an der Stirn geschrieben!"

„Nu, nu, scheltet nur nicht!" sprach Valentin. „Es ist ja kein Verbrechen, nach guten Tagen zu streben."

„Wenn nur nicht Milchbärte, wie du, von guten Tagen reden wollten!" eiferte Wagner. „Lerne doch erst ein Handwerk oder eine Kunst, und arbeite dich, bis du alt und grau wirst, durch die Welt: dann magst du mit Ehren das erworbene Gut in Ruhe genießen."

„So?" — spöttelte Valentin. „Mich dünkt's zu spät, dann erst Brot zu haben, wenn einem der Tod bald wieder vom Brote hilft. Warum soll ich —

eben ich — so lange schmachten? Legen doch tausend Andere, die keinen ältern Bart haben als ich, ihre Hände ruhig in den Schooß, und schwelgen und prassen. So gut will ich's auch haben!"

„Meine Erlaubniß hast du dazu," sagte der Famulus mit frostiger Gleichgültigkeit: „nur erwarte nicht hier bei uns Rath und That! — Doch ja, einen Rath will ich dir geben. Geh ins Riesengebirg zum Herrn Rübezahl, oder in den Schwarzwald, wo ein nicht ganz so bekannter, aber eben so reicher und mächtiger Geist hausen soll. Das sind Patrone für dich und andere deines Gelichters!"

Mit Rübezahl mochte Valentin nichts zu thun haben, weil es schon damals weltkündig war, daß dieses muthwillige Wesen gewöhnlich mit der einen Hand etwas spende, und mit der andern Schläge austheile, oder sonst auf irgend eine Art sein hämisches Müthchen kühle. Er fragte daher nach dem Namen des Geistes im Schwarzwalde. Wagner sagte: er wisse von diesem Kobold nichts, als daß er Mummart oder Mummelack heiße, in einer verfallenen Burg wohne, auf den Ruf seines Namens erscheine, und, wenn er gerade bei guter Laune sey, alles gebe und

herbei schaffe, was man sich mit geziemender Höflichkeit von ihm ausbitte.

3.

Valentin dankte für die ersprießliche Nachricht, und rüstete sich zum Zuge in den Schwarzwald. Es gebrach ihm an Reisegeld; doch der Vater hatte eine volle Kasse, und der Herr Sohn einen trefflichen Nachschlüssel. Er bediente sich dessen jetzt unbedenklicher als jemals, weil er im Begriff stand, große Schätze zu heben, und sich dann die paar Hände voll Dukaten, die er heimlich entlehnte, zehnfach wieder ersetzen ließen.

Mit diesem redlichen Vorsatz nahm er Abschied hinter der Thür. Eine gemächliche Fußreise von drei bis vier Wochen brachte ihn an die Gränze des Schwarzwaldes. Er wanderte ins Kreuz und in die Quere darin herum, bis er eine halbzerstörte Burg fand, die ganz das Ansehen einer Geisterwohnung hatte. Voll Zuversicht, daß hier der rechte Mann wohne, trat er ans Thor, blickte hinein, und sah im Burghofe einen Wald voll Disteln, die sämmtlich die Köpfe schüttelten, als wollten sie ihn warnen, nicht weiter zu gehen. Das fand er auch selbst nicht für gut. Er blieb außerhalb

der Pforte, in Erwartung, daß man ihn einladen werde, näher zu kommen. Als er aber einige Stunden vergebens darauf gehofft hatte, und rings herum kein lebendiges Wesen zum Vorschein kam, ward er ungeduldig, und rief mit heller Stimme: „Herr Mummelack!“

Urplötzlich ward von unsichtbaren Händen
Ihm Backenstreich auf Backenstreich gesandt.
Er fuhr zurück, er schrie: „Verdammte Spenden!
Empfängt man so Besuche hier zu Land?
Womit verdient' ich's, mich so grob zu schänden?
Hab' ich den Herrn des Orts nicht recht genannt?
Ich will mir aus dem Mund die Zunge reißen,
Hat Wagner ihn nicht Mummelack geheißen.“

Dieß kaum gesagt, flog mit des Blitzes Schnelle
Ein neuer Schlag ihm über Wang' und Ohr,
Und scheltend rief's, vermischt mit Hundsgebelle,
Tief aus der Mauern Hintergrund hervor:
„Besuche du den Teufel in der Hölle,
Mich aber nicht, du naseweiser Thor!
Und laß nicht mehr den Eckelnamen schallen,
Sonst wird auf dich ein Prügelregen fallen!“

Erschrocken erinnerte sich Valentin, daß ihm Wagner zwei verschiedene Namen genannt hatte: er konnte sich aber schlechterdings auf den andern nicht besinnen, und verwünschte sein Gedächtniß, das, wie ein Sieb, das brauchbare Korn durchfallen ließ, und die unnütze Spreu aufbewahrte. Was nun anfangen? Nach Leipzig zurück zu gehen, und den verlorenen Namen zu holen, das war ihm zu weitläuftig: es schien ihm bequemer, sich so lange, als er es ohne Speise und Trank aushalten könne, vor der Burg auf die Lauer zu legen, und ruhig abzuwarten, ob vielleicht der Geist ungerufen erscheinen würde.

4.

Aber es zeigte sich innerhalb vier und zwanzig Stunden weder Geist, noch Mensch, noch Thier, einen Raben ausgenommen, der bisweilen aus den Ruinen heraus kam, und an der Pforte herum spazierte. Valentin machte aus langer Weile Jagd auf ihn. Er ließ sich ohne große Mühe fangen, wehrte sich aber dann mit Schnabel und Krallen, und, wie um Hülfe rufend, schrie er: „Herr Mummart! Herr Mummart!“

„Laß ihn los, du Bärenhäuter!“
Rief ein Reiter,
Sprengend aus dem wüsten Schloß.
Fürchterlich war sein Erscheinen,
Denn versehn nur mit drei Beinen
War sein katzengraues Roß,
Und er selbst, bewehrt als Jäger,
Sah so wild aus wie ein Schläger,
Der sein Raufschwert tapfer führt,
Und nach Streit und Händeln giert.

Angstvoll setzte Valentin seinen Gefangenen in Freiheit, und entfloh. Als er aber einige hundert Schritte gelaufen war, und hinter sich lachen hörte, schämte er sich seiner Feigheit, und bedachte, daß er durch Ausreißen wohl unmöglich sein Glück machen werde. Er ging also langsam zurück, verbeugte sich vor dem Reiter, und sagte: „Verzeiht, ich wußte nicht, daß Euch der Vogel gehörte; sonst hätt' ich nicht Hand an ihn gelegt.“

„Es sollte dir auch theuer zu stehen kommen, wenn du das gewußt hättest!“ versetzte Jener. „Du siehst mir aber aus, als legtest du gern Hand an fremdes Gut, und ohne Absicht bist du auch gewiß nicht aus

dem lustigen Leipzig, wo dir der Wein so gut schmeckte, in den öden Schwarzwald gezogen. — Was suchst du hier?"

„Glück;" sagte Valentin furchtsam und leise.

„Suchst du das Glück der Weisen oder der Thoren?" —

„Der Weisen, allerdings der Weisen!" antwortete der Student beherzter, da er sah, daß der wilde Jäger ein vernünftiges Wort mit sich reden ließ.

„Du sprichst sehr löblich, mein Sohn!" sagte der schalkische Geist. „Geh denn hin, sey ein grundehrlicher Mann, arbeite fleißig, beherrsche deine Leidenschaften, strecke dich nach der Decke, und bezeichne jeden deiner Tage mit einer guten That: so wirst du dein Leben lang glücklich, zufrieden, verehrt und geliebt seyn."

Valentin zog ein schiefes Maul und sagte: — „Herr, Eure Lehren sind ohne Tadel, ich habe sie aber längst an den Schuhen abgelaufen, und zum Ueberfluß hat sie mir auch neulich der Famulant des berühmten Doctors Faust eingeschärft. Doch ist's, frei gestanden, nicht meine Sache, immer und ewig zu arbeiten, und dabei die Erbsen und Linsen spärlich in den Topf zu zählen. Ich wünsche mir tüchtigen Reichthum, um aller Hudelei und Plackerei überhoben zu seyn, und ehrbar und anständig leben zu können. Denn sitzt man bis

über die Ohren im Gelde, so ist's ein Kinderspiel, ein ehrlicher Mann zu seyn." —

„Du hast sehr bequeme Gedanken! Führe sie aus, wenn du kannst. Ich menge mich nicht darein." —

„Ihr sprecht gerade so," murrte Valentin, „als hättet Ihr's mit dem pedantischen Wagner verabredet! — Was hab' ich von Eurem ruhigen Zusehen? Ihr sollt Euch, bitt' ich, recht thätig in die Sache mischen, sollt mir reiche Goldquellen öffnen, ein Mädchen von himmlischer Schönheit in die Arme führen, und mich überhaupt so ausstatten, daß mir nichts zu wünschen übrig ist." —

Mummart lachte hämisch, daß ein Mensch, der ihn durch Ausrufung seines Schimpfnamens beleidiget hatte, dergleichen ausschweifende Forderungen an ihn machte. Er schlug es rund ab, sie zu gewähren, und lenkte seinen Dreifuß nach dem Innern der Burg zurück. Aber Valentin vertrat ihm mit hartnäckiger Bettelei so lange den Weg, bis er mit einer etwas zweideutigen Miene eine Schenkung versprach. Er klatschte in die Hände, und rief einen unverständlichen Zauberspruch über den Hof hinüber. Da sprang in der Hintermauer eine Thür auf, und es schob sich, ohne Mitwirkung einer sichtbaren Bewegungskraft, ein länglicher Kasten her-

aus, der dem tragbaren Kramladen eines Hausirers ähnlich sah. Er wackelte und taumelte durch die Disteln und Dornen des Hofes, stand vor dem Dreifuß still, und wartete auf weitern Befehl.

„Nimm diesen Kasten, junger Mensch!“ sagte Mummart. Er umfaßt alles, was dein Herz wünscht.“

Valentin sah das unscheinbare Ding von oben bis unten an, ergriff es mit beiden Händen, prüfte sein Gewicht, schüttelte den Kopf, und sprach: „Verdammt leicht! — Wenn es nicht voll Heckthaler steckt, so werde ich nicht lange damit Haus halten. Und wo bleibt denn das schöne Mädchen, das ich mir ausbat? Das kann doch unmöglich in diesem Kästlein wohnen.“

„Einem geschenkten Gaul sehe man nicht ins Maul!“ erwiederte Mummart. „Nimm die Gabe oder nimm sie nicht, es gilt mir gleich.“

Unentschlossen fingerte Valentin an dem Kasten herum. Er hätte ihn gern geöffnet, gern einen Blick hinein gethan; doch der Waldgeist, des langen Zauderns und Mäkelns überdrüssig, schlug ihn auf die Hand, und sagte: „Pack' auf oder packe dich fort! Der Kasten enthält mehr Gutes, als du denkst. Hast du aber kein Vertrauen zu mir und meinen Worten, so geh' unbegabt zum Henker!“

Diese entscheidende Sprache drang durch. Etwas ist immer besser als nichts, dachte der Student, nahm den Kasten auf den Rücken, bedankte sich kaltsinnig, und ging mit flüchtigen Schritten davon, um dem Geiste, der ihm lauernd nachsah, bald aus den Augen zu kommen, und den geheimen Schatz ungestört beschauen zu können.

5.

Er ging und sang mit lustigem Sinn
Die Straße dahin.
Schnell ward inwendig
Der Kasten lebendig,
Es rummelte, polterte, hustete drin.
Der Deckel ward oben
Gelüftet, gehoben,
Und es stieg heraus mit halbem Leib
Ein altes Weib,
Mit krummer, schnabelförmiger Nase,
Und ganz von Bildung so widerlich,
Daß sie einer Base
Des Teufels glich.
Sie bog mit lächelndem Fratzengesichte
Sich traulich hinab zu dem jungen Wichte,
Der staunend, den Kopf zu ihr gewandt,
Einen Augenblick, wie versteinert, stand,

Bayerische Staatsbibliothek München

Dann wettert' und fluchte,
Und mit Angst und Graus
Die Alt' und ihr Schneckenhaus
Vom Rücken zu werfen suchte;
Doch ward nichts daraus.
Die Tragbänder saßen wie angeschmiedet,
Und als er ein Weilchen umsonst sich ermüdet,
Droht' ihm das Gespenst
Mit einer hölzernen Küchenkelle,
Und sprach: „Halt Ruhe, du loser Geselle!
Es glückt dir nicht, daß du dich von mir trennst!
Wir sind, wie zur Ehe, zusammengegeben,
Und wollen recht einig und fröhlich leben.“

Tröstliche Worte, die ihm die Haare zu Berge trieben! Er strengte sich nun noch mehr an, seine Quasi-Gemahlin los zu werden: er sprang und bockte wie ein störriges Pferd, das den Reiter absetzen will, und rannte mit dem Rücken gegen die Bäume, um den Zauberkasten zu zerschmettern oder von den Schultern zu streifen. Aber mit dem allen gewann er nichts, als daß ihm die Unholde mit ihrem Zepter rastlos auf den Kopf schlug, und der schadenfrohe Zuschauer, der Waldgeist, ein Gelächter ausbrechen ließ, das man eine halbe Meile weit hören konnte. Athemlos stürzte Valentin

endlich mit dem Gesichte auf die Erde, und wünschte sich ächzend und stöhnend den Tod.

„Schäme dich!" sagte die Alte. „Du geberdest dich wie ein geplagter Ehemann, der sein Hauskreuz schon zwanzig Jahre getragen hat. Ich bin zur Scheidung bereit; sie hängt aber von gewissen Bedingungen ab, die du erfüllen mußt."

„Nenne sie mir geschwind!" sprach Valentin. „Ich verstehe mich im voraus dazu."

„Das ist so deine Art! Immer gehst du, wie blind und toll, ins Zeug hinein!" sagte sie. „Nun, wir wollen im traulichen Kämmerlein einer Herberge weiter von der Sache sprechen. Es beginnt Abend zu werden; die Nachtluft im Freien möchte mir schaden."

Valentin mußte, so betrübt er war, hell auflachen.

„Ha! findet sich die gute Laune wieder ein?" rief das Gespenst. „Ja, ein lustiges Weiblein, wie ich, ist ein Kleinod, das du nicht wegwerfen solltest. Auch hab' ich hier noch etwas, das wenig Männer verschmähen."

Das klang ihm wie ein frecher Scherz. Er sah sich nicht um, weil er den widrigen Anblick ihres enthüllten Busens oder anderer Liebreize befürchtete. Aber sie klirrte mit Weingläsern, als stieße sie zu einem Trink-

spruch an. Da konnte der durstige Zecher seine Augen nicht länger im Zaum halten. Die Alte zeigte ihm eine volle Weinflasche, aus welcher sie ein Glas füllte, und ihm zureichte. Er nippte scheu, und trank dann mit Lust und Begierde. Der dargebotene Wein war ihm, trotz seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit in diesem Fache, völlig fremd; doch hatte ihm nie ein anderer besser geschmeckt. Er foderte ein zweites Glas. Das verweigerte ihm die geizige Mundschenkin, mit der Ermahnung, sich hübsch zur Mäßigkeit zu gewöhnen. Indessen fühlte er sich schon durch den kärglichen Labetrunk gestärkt und mit Muth und Hoffnung beseelt. Er bat nun selbst um eilige Bestimmung eines Nachtquartiers, weil er dort seiner Gefährtin zu entwischen dachte.

6.

„Ich habe hier in der Nähe eine Freundin, da wollen wir einkehren;" sagte sie, und leitete ihn zu einem elenden Hüttchen, das zwischen dichtverwachsenem Gebüsch versteckt lag, und sich kaum zwei Ellen hoch über den Erdboden erhob. Sie klopfte drei Mal mit der Kelle an die Thür. „Wer ist draußen?" rief eine unfreundliche Stimme. „Deine Freundin Trutta," antwortete die Kastnerin.

Das Pförtchen ward aufgethan, und es erschien ein zwerghaftes, braungelbes Mütterlein, das hielt in der Hand einen langen, schwarzen, brennenden Diebsfinger, der ihr als Licht diente. „Ei, liebe Trutta!“ mumpfelte sie aus dem zahnlosen Munde hervor: „wie kommst du dazu, dich von einem jungen, hübschen Kerl herum hocken zu lassen? Und welcher Teufel hat dich so winzig klein gemacht?“

„Wer anders als mein Gebieter, der Waldgeist?“ versetzte Trutta. „Bald dehnt er mich zu einer Riesin aus, bald drückt er mich zu einer Zwergin zusammen: alles, wie's ihm beliebt und zu seinen Absichten paßt.“

Während dieses Gesprächs führte das Waldweib die Gäste ins Besuchzimmer.

Hier zeigte vieles Hexenwesen
Ganz offenbar der Wirthin Stand:
In langer Reihe hingen Besen
Und Ofengabeln an der Wand.
So ließ sie ihren Marstall prangen,
Reitfertig zur Walpurgisnacht,
Und tausend Drudenfüße schlangen
Sich zwischendurch in greller Pracht.
Auch saß ein Hofstaat schwarzer Katzen,

In großer Zahl, die Stub' entlang,
Und bot die sanft erhobnen Tatzen,
Wie Schranzen freundlich, zum Empfang.

Der Kasten rutschte jetzt freiwillig von Valentins Schulter herab, setzte sich auf eine Bank, und Trutta, die immerfort, wie ein Schornsteinfeger aus einer Feueresse, heraus sah, foderte von ihrer Freundin etwas zu essen,

„Meine Küch' ist kalt, mein Keller warm, ich hab' eine Wirthschaft, daß Gott erbarm!" antwortete die spaßhafte Hexe.

Trutta machte ein verdrießliches Gesicht, und erklärte, daß sie, bei diesen kläglichen Umständen, vom Hunger genöthiget werde, ein besseres Unterkommen zu suchen.

„Bleib nur, bleib!" sagte Jene. „Es steckt ein herrlicher Katzenbraten am Spieß, und wird bald gar seyn."

„Ha, mein Leibessen!" rief Trutta. „Aber wie konntest du's über dein Herz bringen, aus deinem geliebten Volke ein Schlachtopfer zu wählen?"

„Ja, ich bin eine strenge Regentin!" versetzte Jene. „Es war ein Kater von unvergleichlicher Schönheit,

aber ein liederlicher Taugenichts, der immer außerhalb auf die Freith ging, und sich weder durch Güte noch durch Strafen zur Ordnung gewöhnen ließ."

„Horch, Junker Velten!" fiel Trutta ein. „Du wirst auch endlich gebraten werden, so du dich nicht besserst!"

„Was habt ihr denn mit einander?" fragte die Hexe.

„Laß dir erzählen!" sprach Trutta. „Da kommt heute der junge Sausewind in unsern Wald, ruft keck meinen Herrn und Meister bei seinem Spitznamen, und fodert dann, als hätt' er sich bestens damit empfohlen, goldene Berge von ihm. Solchen Schimpf steckt aber Herr Mummart nicht ein, ohne sich zu rächen. Er beschenkte daher den zudringlichen Burschen, der sich gar nicht abweisen ließ, mit diesem Kasten, worin sich kein Schatz befindet, als ich; und ich habe Befehl, den Faulenzer und Bettler so lange zu begleiten und zu züchtigen, bis er ein ordentlicher Mensch wird, und sein Brot durch Arbeit verdienen lernt. — Das merke dir, Bursch! Das ist zwischen uns der einzige Weg zur Scheidung."

Valentin schwieg verstockt. Er sann darauf, sich mit leichter Mühe frei zu machen.

7.

Der gebratene Verbrecher ward in seiner ganzen abschreckenden Gestalt, und sogar noch in seinem Balge, aufgetischt. Die Hexe zerlegte ihn mit den Fingern, und reichte dem Studenten einen Schenkel, den er mit Grausen verbat. „Der Dümmling weiß nicht, was gut schmeckt!" sagte Trutta. „Wir wollen mit dem köstlichen Braten schon allein fertig werden." — Sie verschlangen ihn, wie Wölfe, und nach fünf Minuten war nichts mehr übrig. Valentin knaupelte indessen in einem Winkel an den Ueberresten des Backwerks, womit er sich vor seinem Eintritt in den Schwarzwald reichlich versorgt hatte, weil er, wie ein Kind, nichts lieber als Kuchen aß.

Nach aufgehobener Tafel bereitete die Hexe ihren Gästen ein Lager, das sie mit einander theilen sollten Dem Studenten ward bange, daß Trutta nun aus dem Kasten heraus schlüpfen, sich neben ihn pflanzen, und ihn wohl gar mit Liebkosungen antasten würde. Doch wider alles Erwarten zog sie sich, wie eine Schnecke, in ihr Haus zurück. Die Hexe wünschte ihr und ihm eine gute Nacht, und verließ sammt ihrem ganzen schwar-

zen Hofstaate das Gastzimmer, um sich in ihr Schlafkämmerlein zu begeben.

Höchst ermüdet bedürfte auch Valentin zu seiner vorhabenden Flucht der Stärkung des Schlafs. Er streckte sich auf das ihm angewiesene Bett; Trutta und ihr Gehäuse blieben, wo sie waren. Indem er aber die Augen zudrückte, sprang der Kasten von der Bank, hüpfte wie eine Aelster über die Stube, und legte sich ihm zu Seite. Er knirschte leise mit den Zähnen, denn er befürchtete nun jeden Augenblick, die widrige Schlafgesellin leibhaft neben sich zu sehen. Sie verschonte ihn jedoch mit der Erscheinung ihrer Person, verhielt sich in ihrem Futterale ganz ruhig, und schlief und schnarchte sogar.

„Nun ist es Zeit, nun sey's versucht,
Mich heimlich zu entfernen.
Es leuchtet mir zu meiner Flucht
Ein Heer von milden Sternen."
So sagte Valentin zu sich,
Indem er still vom Lager schlich.

Er tappte sacht zur Thür hinaus,
Sah alles trefflich glücken;

Der Hexe schauervolles Haus
Lag hinter seinem Rücken,
Und Pfade durch den wüsten Hain
Zeigt' ihm des Himmels Lampenschein.

Rasch lief er über Stock und Block,
Mit jedem Schritte kecker,
Doch schreckt' ihn bald ein Ziegenbock
Durch nahendes Gemecker,
Und endlich hört' er gar mit Grau'n
Unfern ein Katzenvolk miau'n.

Er warf die Augen kreuz und quer,
Woher die Töne klangen,
Und sah sich von der Hexe Heer
Umzingelt und gefangen.
Sie sprengte selbst, um ihn zu fahn,
Auf einem schwarzen Bock heran.

„Wohin, wohin? du werther Gast!
Was läufst du, wie besessen?
So warte doch, du Schelm, du hast
Bei mir etwas vergessen!
Frau Trutta kam dir aus dem Sinn;
Da ist dein Liebchen, nimm es hin!"

Er floh umsonst, sie schleudert' ihm
Den Kasten auf den Rücken;
Wild fuhr heraus das Ungethüm,
Um strafend ihn zu zwicken.
Der Hexenschwarm zerstob im Hain,
Er war mit Trutta jetzt allein.

„Kein Auge darf man zuthun, wenn man einen solchen Wildfang zu hüten hat!" eiferte sie. „Nun magst du aber auch mit müden Beinen die ganze Nacht traben, und sollst mir überhaupt wenig ruhen, bis wir in Frankfurt am Main sind."

„Was wollen wir denn dort aushecken?" knurrte Valentin.

„Glück oder Unglück, nachdem du dich aufführst!" antwortete sie. „Ich werde dich, da ich nun einmal zu deiner Hofmeisterin ernannt bin, ins Haus eines reichen Kaufmanns bringen, wo es auf dich allein ankommen wird, ob du durch Fleiß und Redlichkeit ein glücklicher Mann werden, oder als unverbesserlicher Taugenichts den Galgen zieren willst."

Valentin verschluckte den harten Ausdruck, machte jedoch gegen die Sache selbst den natürlichen Einwand, daß er, der weder einen Lehrbrief, noch empfehlende

Zeugnisse aufzuweisen habe, wohl schwerlich das Vertrauen eines Kaufmanns, eines Mitgliedes der vorsichtigsten Menschenklasse, gewinnen werde.

„Das ist meine Sorge,“ sagte Trutta. „Ich habe schon die nöthigen Papiere für dich in Bereitschaft. Du übergibst sie, und wirst als Handlungsdiener angestellt: denn du mußt schlechterdings von unten auf dienen. Auch mich wirst du nicht eher los, bis deine Besserung auf festen Füßen steht. Ich werde mich aber, sammt meiner Wohnung, unsichtbar machen, damit sich die Leute nicht über mich das Maul zerreißen, und dich meinetwegen fliehen und meiden.“

8.

Die Reise ging stracks auf Frankfurt zu. Trutta hatte nun unter Weges keine Gastfreundin mehr, bei welcher sie das Handwerk begrüßen konnte; sie mußte, wenn ihr Träger einiger Ruhe bedurfte, in Wirthshäusern einkehren. Da war sie meistens so artig, sich nicht zu zeigen. Als sich aber der liederliche Bursch in der einen Herberge in ein Würfelspiel einließ, in der andern sich betrank und mit den Wirthstöchtern buhlte, da kam der Zauberkasten wie eine Bombe ge-

flogen, die Hofmeisterin fuhr heraus, und bestrafte den Ausschweifenden mit Verweisen und Schlägen.

Dieser Zwistigkeiten ungeachtet beschenkte sie ihn im letzten Nachtlager vor Frankfurt mit einem neuen Kleide, übergab ihm die versprochenen Beglaubigungsschriften, und befahl ihm, sich damit bei dem reichen Großhändler Peter Lütkens, dessen Wohnung sie ihm bezeichnete, zu melden. Das Hauptstück der Empfehlungspapiere war — ein Brief seines eigenen Vaters, an besagten Kaufmann gerichtet, und so täuschend geschrieben, wie es dem ungerathenen Sohne nie gelungen war, wenn er bisweilen die väterliche Handschrift zu einem falschen Wechselchen nachzumahlen versucht hatte.

Herr Peter, ein alter deutscher Degenknopf, hatte eben einen treufleißigen Handlungsbedienten durch den Tod verloren, und wünschte sehr, den in seiner Schreibstube ledig gewordenen Stuhl recht bald wieder zu besetzen. Es gab zwar um ihn her dienstlose Leute genug; doch bei Allen war ein Aber. Einer liebte die Mädchen, der andere den Wein, und so weiter. Ueberhaupt hatte Herr Peter die Grille, daß er jungen Männern, die in ausgebreitete Stadtbekanntschaften verflochten waren, nicht gern Geschäfte und Gelder anvertraute. Er wollte sich deßhalb einen Comptoristen

aus der Fremde verschreiben. Indem er mit diesem Vorsatz zur Feder griff, erschien Valentin, und überreichte den Empfehlungsbrief seines Vaters. Herr Peter, der den angesehenen Kaufmann Altmayer in Leipzig dem Namen und Ruf nach kannte, freute sich höchlich, den Sohn eines so wackern Mannes vor sich zu sehen, und nahm den schlimmen Vogel ohne Bedenken in seine Dienste.

9.

Anfangs kehrte Valentin die gute Seite heraus; er war ordentlich und fleißig in seinen Geschäften, und verrichtete sie mit Geschick, woran es ihm gar nicht fehlte.

Trutta, die unsichtbar auf seinem Rücken in Herrn Peters Haus mit eingezogen war, und sich in einem Winkel des Stübchens, das ihr Zögling bewohnte, niedergelassen hatte, sagte ihm jeden Abend, wenn er zu Bette ging, ein freundliches Wörtchen. Außerdem blieb sie still, kam nie zum Vorschein, und hörte endlich ganz auf, die tägliche Belobung auszusprechen. Als dieses Verstummen einige Wochen gedauert hatte, machte er sich die angenehme Vorstellung, sie habe sich in der

Stille entfernt, weil sie es nicht mehr für nöthig finde, ihn zu hofmeistern. Er legte das Ohr an den Kasten, klopfte leise mit den Fingern daran, es regte sich nichts darin.

Nun schien es ihm gefahrlos, seinen Untugenden wieder den Zügel schießen zu lassen. Er fing damit an, daß er, als er sich einsmals in der Schreibstube allein befand, seinen von Leipzig mitgebrachten Dietrich an der eisernen Geldtruhe seines Herrn versuchte. Die Schlösser ließen sich öffnen; als er sich aber in den hohen Kasten niederbeugte, um eine Hand voll Gold heraus zu langen, ward der Deckel mit Gewalt über ihm zugeschlagen. Er steckte wie in einem Fuchseisen; alles Ringen und Streben, sich aus der Klemme zu ziehen, war vergebens.

Während er so in der größten Verzweiflung zappelte, kam ein neues Schrecken hinzu. Sein Plagegeist guckte, oben auf der drückenden Platte sitzend, mit einem grimmigen Gesichte in die Oeffnung hinunter, packte ihn beim Ohre, schüttelte ihn tüchtig, und sagte: „Ha, Spitzbube! bist du hier? Soll ich dich augenblicklich wie einen Wurm zerquetschen? oder willst du mir ernstlich geloben, von nun an ein braver, ehrlicher Kerl zu werden? — Auf eine oder die andere Art müssen wir

aus einander: denn ich bin's endlich satt, deinetwegen immer und ewig in meinem Gefängniß zu sitzen, und auf dich Galgenschwengel ein wachsames Auge zu haben."

In Todesnöthen versprach er, was die Furie verlangte. Sie begnadigte ihn nun zwar, drohte aber, ihm ohne Barmherzigkeit das Garaus zu spielen, sobald er sich wieder bei einem schlechten Streiche betreffen lasse. Meister Mummart, sagte sie, habe sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, ihn entweder glücklich zu machen oder zeitlebens zu plagen. Er wolle damit dem übermüthigen Famulus Wagner beweisen, daß er nicht der unbedeutende Geist sey, dem man den ersten besten Abenteurer, mit eingeblasenen Schimpfnamen, auf den Hals schicken, und sich dabei vorstellen dürfe, daß weder Gutes noch Böses daraus entstehen werde.

10.

So bin ich doch neugierig, was für ein Glück mir blühen wird, wenn ich zu Kreuz krieche! dachte Valentin, da er sah, daß er in seiner alten Laufbahn durchaus nicht weiter fortkam. Er stieß nun seine

Schooßsünde, die Trägheit, mit Ernst und Gewalt von sich, ward der fleißigste Schreiber und Rechner in Herrn Peters Geschäftsstube, widerstand jeder Versuchung, womit ihn Bachus und Venus unablässig verfolgten, gewann durch das alles bei seinem Herrn einen guten Stein im Brete, und erhielt von ihm, nach treuer und kluger Ausführung eines kitzlichen Handels, ein ansehnliches Geschenk. Dieser unerwartete Vortheil, der ihm auf rechtlichem Wege zufloß, that ihm wohl. Es ward ihm allmählich zur Gewohnheit, sich ohne Kniffe und Pfiffe zu behelfen, und nach Verfluß eines halben Jahres bestand er in einer entscheidenden Probe, indem er die schönste Gelegenheit, einen bedeutenden Unterschleif, ohne Gefahr der Entdeckung, zu machen, entschlossen von sich wies, auch sich darüber nicht selbst lobte, sondern die Sache so ansah, als hätte sie nicht anders behandelt werden können.

Der leidige Kasten stand indessen unverrückt auf seinem vorigen Platze, verrieth aber auf keine Weise das Geheimniß, ob Trutta noch darin lauschte oder nicht. Erst am Abend des Tages, da der bekehrte Sünder einen unwidersprechlichen Beweis seiner Besserung abgelegt hatte, hörte er zwischen den verhaßten Bretern eine leise Bewegung, die ihn aufmerksam machte.

Und ihm war's ein Schreck und Gräuel;
Denn was konnt' er anders denken,
Als daß ihm der alte Scheuel
Seinen Anblick wolle schenken?
Lauernd und mit düsterm Sinne
Blickt' er nach der dunkeln Ecke,
Wo mit Netzen eine Spinne
Trutta's kleines Haus umfing,
Und er sah, daß schon die Decke
Langsam in die Höhe ging.

Aber, Himmel! welcher Tausch
Schuf ihm einen Wonnerausch!
Wie ein Engel, schön und mild,
Stieg ein zartes Mädchenbild
Sanft hervor,
Hob sich rebenschlank empor,
Und im Nu
Warf's ihm lächelnd Küsse zu.

Liebewarm
Wollt' er's fassen in den Arm,
Aber munter
Taucht' es plötzlich wieder unter,
Und die leer umarmte Luft
Hauchte Rosenduft.

11.

Doch die liebliche Rose war und blieb verschwunden. Valentin stand einige Minuten wie versteinert; dann hob er den Kasten, den er sonst mit keinem Finger berührte, auf den Tisch, beleuchtete ihn von allen Seiten, spähte durch Ritzen und Spalten hinein, und sah leider nichts als einen hohlen Raum. Daß er die ganze Nacht schlaflos zubrachte, versteht sich von selbst. Das schöne Luftgebild schwebte ihm beständig vor den Augen; wie war es möglich, sie zu schließen?

Auch in den folgenden Tagen war die holde Erscheinung sein immerwährender Gedanke. Er setzte sich's in den Kopf, sie sey die Vorläuferin eines wirklich lebenden Mädchens, das ihm der versöhnte Geist des Schwarzwaldes beschieden habe. Dieser angenehme Wahn belebte und spornte ihn, sich fort und fort gut zu betragen. Bei allem, was er that, stellte er sich vor, er werde von seiner geistigen Braut beobachtet. Es vergingen aber Wochen und Monate, ohne daß es ihr gefiel, sich zu verkörpern, oder sich nur in der vorigen wesenlosen Gestalt wieder sehen zu lassen.

Hierüber mißmüthig, machte es ihm wenig Freude, daß er zum Buchhalter befördert ward. Er dachte

bei jeder Zahl, die er schrieb, an seine verdrießliche Glücksnull, die sich noch durchaus nicht in eine gültige, gute Nummer verwandeln wollte.

Eines Tages, als er eben auch so kalmäuserte, fuhr ein Wagen am Hause vor. Herr Peter ward aus dem Geschäftszimmer abgerufen, und kurz nachher brachte ein Markthelfer die Neuigkeit: der Herr habe Besuch erhalten; seine Schwester aus Straßburg sey mit ihrer Tochter angekommen.

„Ei, das ist gut!" rief ein lustiger Handlungsdiener: „So sitzt uns der Alte nicht immer hier auf dem Dache, und wir lernen ein Mädchen kennen, das ein Wunder von Schönheit seyn soll." —

„Reicht aber dem Bilde, das ich im Herzen trage, gewiß das Wasser nicht!" setzte der schwermüthige Buchhalter in Gedanken hinzu, und folgte bald darauf ganz gleichgültig dem Ruf zu Tische, ungeachtet er wußte, daß er die schöne Straßburgerin dort finden werde.

Er trat ins Speisezimmer, sah die schlanke, blühende Fremde, und fuhr vor Schrecken zusammen: denn sie und das Luftmädchen glichen sich, wie ein Wassertropfen dem andern.

Auch die junge Straßburgerin wechselte bei seinem Anblick die Farbe, und war unruhig und verlegen.

Valentin, der, als Buchhalter, ein Wort am Herrentische sprechen durfte, und sich auch zu andern Zeiten dieser Freiheit bediente, gab dießmal, wenn er über etwas gefragt wurde, nur ein leises, schüchternes Ja oder Nein von sich.

„Nun, was für Mäusenester hat denn unser Altmayer im Kopfe?“ sagte Herr Peter. „Er ist ja heute so stumm wie ein Fisch!“

Käthchen von Straßburg ward roth, als fühlte sie, daß ihre Gegenwart daran Schuld sey. Der bestürzte Buchhalter wandte Kopfschmerzen vor. Es war ihm wohl und wehe, da die ängstliche Mahlzeit zu Ende ging. Er eilte nach seinem Stübchen, blickte scheu in den unheimlichen Winkel, und Trutta's Wohnkasten war verschwunden.

12.

Die Damen von Straßburg hatten sich darauf eingerichtet, einen Monat in Frankfurt zu bleiben, und indessen geschah, was der Leser schon vermuthet: die beiden jungen Leute wurden vertraut, und bekannten einander ihre Liebe.

Herr Peter und seine Schwester, die das Geheimniß

bald erlauschten, zogen sie zur Verantwortung, brachten sie ohne viele Mühe zum Geständniß, und genehmigten, nach einigen Bedenklichkeiten und Einwänden, die stille Verlobung. Der alte wackere Herr ging in seiner Güte noch weiter, indem er den Bräutigam zu seinem Handelsgenossen erklärte. Freudetrunken schrieb der verlorene Sohn an seinen Vater, und meldete ihm, mit vorsichtiger Verschweigung der voran gegangenen Abenteuer, sein überschwängliches Glück.

Einige Tage vor der Hochzeit foderte Käthchen ihren Gesponsen scherzend auf, ihr seine bisherige Wohnung zu zeigen. Er führte sie hin. Sie stutzte auf der Schwelle, durchblickte geschwind mit großen Augen den engen Raum, und sagte: Das Stübchen, sammt allem Geräthe, sey ihr so bekannt, als wäre sie schon irgend einmal zwischen diesen Wänden gewesen, und hätte sogar ihn da gesehen. „Es sind einige Monate her," fuhr sie fort, „da fiel ich eines Abends in eine plötzliche, mit Abwesenheit des Geistes verbundene Erstarrung, und als ich wieder zu mir selbst kam, hatte ich die wunderliche Einbildung: ich sey in einem fremden kleinen Zimmer aus einem Kasten gestiegen, und ein Jüngling von deiner Gestalt und Bildung, lieber Altmayer, habe vor mir gestanden. Darum erschrack ich nicht

wenig, als ich dich zum ersten Mal sah; und mein Traumgesicht wird mir nun doppelt merkwürdig, da ich auch das Stübchen hier völlig wieder finde. Es fehlt nichts als der Kasten! Hat wohl sonst einer in jenem Winkel gestanden?"

Valentin verneinte, etwas betreten, die Frage. Es schien ihm natürlicher Weise nicht rathsam, seinen Verkehr mit Koboldеn und Hexen zu entdecken.

Die Hochzeit wurde glänzend und fröhlich gefeiert. Bei der Tafel weihte der dankbare Bräutigam im Stillen das erste Glas dem Freund im Schwarzwalde; und als er ein paar Monate später eine Geschäftsreise that, machte er einen weiten Umweg zu Mummarts Burg, und rief ihn freundlich beim Namen. Der Geist erschien. Valentin bedankte sich für das ihm geschenkte Glück. „Gut, gut!" sagte Mummart lachend. „Ich habe dich mit lustiger Strenge zu einem ehrlichen Manne gemacht, und das ist besser, als wenn dich Doctor Faust, der Teufelsbündner, mit Gold überschüttet hätte. — Geh' hin in Frieden!"

Erzählungen.

IV.

Der entwendete Ring.

Im Begriffe, die Akademie zu verlassen, beritt ich noch einmal die Gegend, um von ihr Abschied zu nehmen. Ich kam in ein Städtchen, wo ich zu Mittage essen wollte. Hier stand ein Reisewagen, mit vier Pferden bespannt, vor dem Gasthofe, aus dessen Thür eben zwei Damen heraustraten. Die eine, ungefähr siebzehn Jahre alt, war engelschön; die andere hochbetagt, und stolz von Mienen und Geberden. Sie gingen nach der Stadtkirche, die ihnen der Küster, den sie hatten rufen lassen, aufschloß. Ich schlich mit hinein. Sie fragten nach der Ruhestätte eines Ritters der Vorzeit, der in der Kirche begraben sey. Der Küster führte sie auf den freien Platz vor dem Altare, und zeigte ihnen einen Grabstein, auf welchem ein Ritter in Le=

bensgröße abgebildet war. Die Matrone hielt ihm eine feierliche Standrede, wobei der ehrerbietige Zuhörer, der Küster, fleißig mit dem Kopfe nickte. Indessen kniete das schöne Mädchen, das ich Helene nennen hörte, am Grabmahle nieder, sprach mit gefalteten Händen ein leises Gebet, küßte dann den Mund des steinernen Mannes, und legte sanft eine Rose auf seine Brust.

Nach dieser Todtenfeier verließen sie die Kirche. Ich drückte mich in einen Winkel, um sie nahe bei mir vorbei gehen zu sehen, und folgte ihnen, als mir das gelungen war, auf dem Fuße nach. Vor der Kirchthüre strömten uns ein paar hundert Menschen entgegen, die einen tollen Hund vor sich her steinigten. Er schoß, indem ich ihn gewahr wurde, schon auf Helenen zu, und wollte sie eben verletzen, als ich vorsprang, und mit einem Knüttel, den ich einem unthätigen Gaffer aus der Hand riß, das Unthier zu Boden schlug. Jubelgeschrei erscholl um mich her. Das erschrockene Mädchen sank der Alten in die Arme. Diese fragte: „Wer sind Sie?“ — Ein Student. — „Von Adel?“ — Nein. — Sie warf den Kopf zurück, sagte kalt: „Wir danken!“ und zog das Mädchen mit sich fort. Helene wandte sich aber zurück, reichte mir eine Rose, und

legte mit einem seelenvollen Blicke, den ich nie vergessen werde, die Hand auf's Herz. Die Matrone schüttelte den Kopf, eilte hastig zum Wagen, setzte sich mit dem Mädchen hinein, und fuhr von dannen.

Ich forschte bei dem Gastwirthe nach dem Namen und Wohnorte der beiden Damen: er wußte nichts. Ich fragte den Küster: er konnte mir eben so wenig Auskunft geben. So war mir das liebe Kind, ohne Hoffnung des Wiedersehens, entschwunden. Nur des Engels Bild blieb in meinem Herzen zurück. Mißmüthig ließ ich mein Pferd vorführen. Ich wollte bei dem Gastwirthe, auf dessen zunftmäßige Neugier ich vergebens gerechnet hatte, weder essen noch trinken. Als ich zu Pferde stieg, machte ich noch einen Versuch, etwas von dem Hausknechte zu erfahren; und er wußte wirklich mehr, als die Andern. Er hatte von dem Kutscher gehört, daß die Reise der Damen nach dem südlichen Deutschland gehe.

Dahin konnte ich ihnen nicht folgen. Meine Mutter erwartete mich mit Sehnsucht. Als ich zu ihr kam, fand ich sie krank. Der Arzt, den ich über ihren Zustand befragte, gab wenig Trost, ihr Leben noch lange zu fristen. Sie ward von Tage zu Tage schwächer, und schien überdieß an einer Gemüthskrankheit zu lei-

den. Es drückte sie offenbar ein Geheimniß, das sie eben so ungern entdecken, als mit ins Grab nehmen wollte.

Einsmals ward ich in der Nacht zu ihr gerufen. „Lieber Sohn,“ sagte sie, „das Gefühl meines nahen Todes dringt mir ein schmerzliches Bekenntniß ab. Ich täuschte deinen seligen Stiefvater, als wir uns heiratheten, mit dem Vorgeben, daß ich die Wittwe eines im Auslande verstorbenen Beamten sey: aber ich lebte vorher in keiner gesetzmäßigen Ehe. Du heißest nicht Walland, wie man dich bisher nannte; du bist der natürliche Sohn eines Mannes von Stande, dessen Reichthum du schon aus diesem Ringe beurtheilen kannst.“ — Sie öffnete ein kleines Futteral, und fuhr fort: „Dieser Ring, der wenigstens tausend Thaler werth ist, ward mir von deinem Vater für dich anvertraut, damit du dich ihm einst dadurch, als sein Sohn, zu erkennen geben solltest.“ — Staunend fragte ich nach dem Namen meines Vaters. „Es ist der Graf — —“ sagte sie, und verlor in diesem Augenblicke, von einem Schlagfluß befallen, die Sprache. Sie gab mir durch Geberden zu verstehen, daß sie schreiben wolle; aber indem ich ihr eine Schreibtafel reichte, erstarrte sie und verschied.

Ihr schneller Tod erschütterte mich doppelt, weil das Licht, das mir eben über meine Herkunft aufdämmerte, plötzlich dadurch wieder erlosch. Als ich etwas ruhiger geworden war, beschloß ich, meinen Vater aufzusuchen. Ich fand unter den Papieren meiner Mutter den Brief, mit welchem er ihr den Erkennungsring zugesandt hatte: aber die Stelle der Namensunterschrift vertrat ein flüchtiger Federzug, der sich nicht enträthseln ließ. Wichtiger war mir daher ein dabei liegender Beutel mit Gold, der mich mit Reisegeld versorgte, und in den Stand setzte, ein Reitpferd zu kaufen.

Meine Mutter war, als sie heirathete, mit mir aus dem südlichen Deutschland gekommen. Daraus schloß ich, daß mein Vater dort wohne; und dahin zu ziehen, war mir erwünscht, weil ich auf dieser irrenden Ritterfahrt auch Helenen zu finden hoffte. Getrost nahm ich also meinen Weg nach Süden, und ritt von Schloß zu Schloß, wo ein Graf wohnte, der, seinem Alter nach, mein Vater seyn konnte. Ich meldete mich als ein Mann, der einen kostbaren Ring zu verkaufen habe. Man ließ mich überall vor; aber nirgend bemerkte ich, bei Vorzeigung dieses Kleinods, eine Veränderung im Gesichte der Grafen. Deßwegen bot ich allenthalben meinen Ring, um ihn gewiß zu behalten,

für viertausend Thaler an, und da zerschlug sich der Handel sogleich mit Hohnlachen.

Nach Helenen forschte ich umsonst. Die Rose, die sie mir schenkte, war mein liebstes Eigenthum. Ich führte sie in der Brieftasche mit mir herum, und küßte sie so gern, daß ich mir es ernstlich verbieten mußte, um sie nicht zu zerstören.

Als ich ungefähr vierzehn Tage lang ins Kreuz und in die Quere gezogen war, traf ich in einem Gasthause, wo ich über Nacht blieb, einen jungen Mann, der sich Richard nannte, und ebenfalls eine Reise zu Pferde machte. Einander gefallend, wurden wir einig, den folgenden Tag unsere Klepper ruhen zu lassen, und uns in der schönen Gegend zu vergnügen. Wir tranken beim Abendessen einen trefflichen Wein, der mich in einen unvorsichtigen Schwätzer verwandelte. Ich bekannte meine gräfliche Herkunft, zeigte meinem Zechgesellen den Ring, und vertraute ihm die Verfahrungsart, wie ich damit meinen Vater zu entdecken suchte. Wir scherzten darüber, und gingen fröhlich zu Bette.

Am Morgen darauf weckte mich schon um vier Uhr die Sonne. Ich foderte meinen Stubengenossen auf, mit mir spazieren zu gehen. Es gefiel ihm aber in den Federn; er wollte noch einige Stunden schlafen.

„Faulenzer!“ sagte ich, und ging allein. Ich erstieg einen Berg, lagerte mich ins Grüne, und weidete meine Augen an den paradiesischen Bezirken des unter mir fließenden Rheinstroms.

Als ich mich so bis gegen sieben Uhr ergötzt hatte, ging ich in den Gasthof zurück. Der Wirth brachte mir den Stubenschlüssel entgegen, und sagte: Herr Richard sey ausgeritten, und komme erst zum Mittagsessen wieder. Das befremdete mich. Ich flog, nichts Gutes ahnend, in unser gemeinschaftliches Zimmer. Da sah ich von meinem Herrn Richard keine Spur mehr. Er hatte sein ganzes Gepäck und meinen väterlichen Ring mitgenommen. Bestürzt ließ ich mein Pferd satteln, und setzte dem Räuber nach. Aber sein Vorsprung war zu groß; ich verfehlte wohl auch seinen Fluchtweg; kurz, ich fand ihn nicht, und er kam, wie sich von selbst versteht, nicht wieder.

Ich mußte nun die Hoffnung aufgeben, meinen Vater zu erforschen. Auch schien das Glück nicht geneigt, mich Helenen finden zu lassen. Darum entschloß ich mich Nachmittags zur Rückreise.

Schon zu Pferde, mit dem Gesichte nach Norden, warf ich noch nach Süden einen Scheideblick für Helenen. Da fiel mir ein abwärts gelegener freundlicher

Berg in die Augen, und es war, als geböte mir eine Stimme, hinüber zu reiten. Ich lenkte mein Pferd dahin. Auf dem Gipfel der Höhe erblickte ich gegen über einen minder hohen Berg mit einem ansehnlichen Schlosse, und unten im Thale ein wohlgebautes Städtchen, dessen äußerste Gebäude und Gärten den Fuß beider Berge berührten. Seitwärts, doch meinem Standpunkte ziemlich nahe, breitete sich ein anmuthiger, mit Bäumen und einem weißen Geländer umgebener Grasplatz aus. Dieser zog meine Augen besonders an sich, weil auf demselben zwei dicke Männer, die etwas betrunken zu seyn schienen, ein junges Frauenzimmer, das ihnen immer auswich, schwerfällig und mit Gelächter verfolgten. Es war eine Gestalt wie Helene, und ich jagte über Hals und Kopf den Berg hinab, um sie zu schützen.

Als ich näher kam, sah ich freilich, daß ich mich geirrt hatte. Doch das Mädchen war sehr hübsch, und der alberne Muthwille der beiden zudringlichen Herren mißfiel mir um so mehr, da er zu ihren vierzig bis funfzig Jahren und ihrer steifen Kleidung, mit Haarbeutel und Degen, nicht paßte. Sie starrten mich, als ich herbei sprengte, einen Augenblick an, setzten aber dann ihre Jagd unverschämt fort. Ich stieg vom Pferde,

übergab es einem dienstfertigen Knaben, und eilte zur nächsten Oeffnung des Geländers. Hier stand ein bejahrter, unförmlicher, in altdeutsche Tracht gekleideter Zwerg, der freudig in die Hände klatschte, weil eben die wollüstigen Faunen das Mädchen erhascht hatten, und rechts und links nach Küssen rangen. Das kleine Mißgeschöpf schien mir den Eintritt in die Schranken verwehren zu wollen; ich schob es aber auf die Seite, ging rasch auf die beiden Dicken los, und sagte: „Ruhe, meine Herren! Ein Kuß ist eine freiwillige Gunst, die kein edler Mann zu erzwingen sucht." — Sie standen wie versteinert. Das Mädchen entschlüpfte ihnen, machte mir eine Verbeugung, und wandte sich nach der Stadt. Ich bot ihr meinen Arm; sie nahm ihn an; die Dicken und der Zwerg lachten und schimpften hinter uns her.

„Wer sind denn diese ungezogenen Herren?" fragte ich leise.

„Beide," sagte das Mädchen, „stehen in Diensten des Fürsten von Arenhain, der hier herum ansehnliche Güter und dieses Städtchen besitzt. Dort sehn Sie sein Schloß; da wohnt er mit einem großen Hofstaate, und diese Herren gehören dazu. Der dickste von beiden ist Kapellmeister, der andere Leibarzt. Auch der Zwerg ist ein Anhängsel der fürstlichen Dienerschaft,

und zieht immer Jenen nach, wenn sie herum schweifen. Hätte ich gewußt, daß sie mein Unstern dorthin führen würde, wo ich Schillers Maria Stuart in Ruhe lesen wollte, ich wäre zu Hause geblieben."

So sprach das Mädchen mit einer ungemein lieblichen Stimme, und mit gutmüthiger Freundlichkeit, die das einnehmende Gesichtchen noch verschönerte. Ich weidete mich mit innigem Vergnügen an diesem Verein von Anmuth, und es reute mich gar nicht, daß ich über den Berg herüber geritten war.

Wir kamen in die Stadt. Das Mädchen stand vor einem ansehnlichen Hause still, und sagte: „Hier ist meine Wohnung. Wollen Sie mit herein treten? Mein Vater, der hiesige Pfarrer, wird sich freuen, Ihnen für den mir geleisteten Schutz danken zu können."

Es versteht sich, daß ich die Gelegenheit, mit dem lieben Mädchen länger beisammen zu seyn, freudig ergriff. Der Vater, ein ehrwürdiger Greis, war mit der Pflege seiner Blumen im Garten beschäftigt. Er kam, ohne den starren, mißtrauischen Blick, der oft Unbekannten entgegen schießt, freundlich auf mich zu. Die Tochter erzählte ihm, wie ich sie auf dem Grasplatze gerettet hatte. Er dankte mir; und wie Homer's Griechen jeden Fremdling, der in ihr Haus tritt,

gastfreundlich bewirthen, und dann erst nach seinem Namen fragen, so forschte auch der gute Pfarrer mit keinem Worte nach meinen persönlichen Verhältnissen, sondern lud mich sogleich zum Abendessen ein. Ich nahm die Einladung an, beurlaubte mich aber auf eine Viertelstunde, um nach meinem Pferde zu sehen, das ich durch den Knaben in den Gasthof geschickt hatte.

Indem ich dort das Nöthige besorgte, erschien ein finsterer, großnasiger Mann und fuhr auf mich los: „Sind Sie der Mensch, der sich gegen den fürstlichen Herrn Leibarzt und den Herrn Kapellmeister unartig aufgeführt hat?"

Ich lachte ihm ins Gesicht, und sagte: „Unarten, mein Herr, scheinen hier erlaubt, da Sie selbst eine so unartige Frage thun."

„O, spaßen Sie nicht!" sprach er stolz. „Ich bin der hochfürstliche Justiz-Director."

„Aber doch wohl nicht mein Hofmeister?" — fiel ich ein.

„Ich verbitte dergleichen Anzüglichkeiten!" rief er heftig. „Zeigen Sie mir Ihren Reisepaß!"

Ich wartete damit auf. Er fand nichts daran zu mäkeln, bedeutete mich aber dennoch, die Stadt und

das ganze hochfürstliche Gebiet des folgenden Tages wieder zu verlassen.

„Vielleicht! — vielleicht auch nicht!“ antwortetete ich.

„Ich werde Sie Gehorsam lehren!“ rief er wild, und stürmte davon.

Die kleine Mißlaune, in die mich dieser Auftritt versetzt hatte, verschwand sogleich im Pfarrhause, wohin ich nun zurückkehrte. Friederike, mein liebenswürdiger Schützling, fesselte mich mit jedem Augenblicke mehr, und gewann in meinem Herzen einen Platz neben Helenen, obgleich diese noch immer den Vorzug behauptete. Auch die Pfarrerin, die sich mir jetzt erst zeigte, war ein gutes, redseliges Mütterchen. Sie sagte mir, so oft sie geschäftig durchs Zimmer trippelte, ein freundliches Wort. Bei Tische unterhielt sie mich vom Fürsten und seinem Hofwesen. Sie lobte ihn, als einen wackern, frommen Herrn, tadelte hingegen, daß er sich zu tief in seine Andachtsbücher vergrabe, und weder sehe noch höre, daß er von Wölfen in Schafskleidern umgeben sey. Sein bisheriger Secretär und Vorleser, setzte sie hinzu, habe aus Aergerniß über diese Rotte seinen Abschied genommen, und der Fürst bemühe sich seit einiger Zeit vergebens, ei=

nen andern brauchbaren jungen Mann an dessen Stelle zu finden.

Friederike sah mich an, und ich las es ihr aus den Augen, daß sie wünschte, ich möchte fähig und geneigt seyn, den Posten anzunehmen. Ich hatte nie Lust, bei einem Privatmanne — was doch der Fürst nur war — in Dienste zu treten, weil man dann, ohne einen Schatten von Freiheit, jede Stunde, jeden Augenblick gewärtig seyn muß, durch einen Bedienten, oder wohl gar durch die verächtliche Stimme der Klingel, zum Gebieter gerufen zu werden. Doch Friederikens Augen zauberten plötzlich diese alte Bedenklichkeit aus meinem Kopfe heraus. Ich erklärte, daß mich die Wölfe in Schafskleidern nicht abschrecken sollten, dem Fürsten meine Dienste anzutragen, wenn ich nur, als ein ihm unbekannter Fremdling, hoffen dürfe, williges Gehör bei ihm zu finden.

Jetzt erst erlaubte sich der bescheidene Pfarrer, nach meinem Stande zu fragen. Ich antwortete ihm, daß ich die Rechte studiert habe, französisch und italienisch verstehe, und mich dem Aemtchen eines Privatsecretärs gewachsen fühle.

„Das freut mich,“ sprach er. „Sie gefallen mir, und es wäre mir herzlich lieb, Sie bei uns zu behal=

ten. Unsere Bekanntschaft ist freilich noch zu neu, als daß ich Sie dem Fürsten empfehlen könnte, aber vorstellen will ich Sie ihm, und da er eben nicht mißtrauisch ist, so wird er hoffentlich Ihr ehrliches Gesicht als Bürgen Ihres künftigen Wohlverhaltens gelten lassen.“

„Es sey gewagt!“ entgegnete ich. Erröthend nickte mir Friederike zu, und ihr Vater bestimmte den nächsten Morgen zur Einführung beim Fürsten.

Wir gingen ziemlich früh auf's Schloß. Der Fürst ließ uns sogleich vor. Er legte, als wir in sein Zimmer traten, ein in schwarzen Corduan gebundenes Buch aus der Hand, und empfing uns sehr liebreich. Der Pfarrer trug mein Gesuch vor. Schweigend sah mich der Fürst ein Weilchen an, als wollte er aus meinen Gesichtszügen mein Inneres erforschen. Er fragte hierauf nach meiner Herkunft und dem Zweck meiner Reise. Ich war denn, wofür ich bisher immer gegolten hatte, der Sohn eines verstorbenen Beamten Walland, und machte die Reise bloß, um Welt und Menschen kennen zu lernen. „Schreiben Sie eine deutliche Hand?“ fragte er weiter. Ich erbot mich zu einer Probe. Er dictirte mir einen Brief, worin er sein Urtheil über ein neues theologisches Werk einem Freunde mittheilte.

Meine Handschrift gefiel ihm. Er reichte mir dann das Buch, das er bei unserer Ankunft weggelegt hatte. Es war ein Theil von Jakob Böhme's Schriften. Ich mußte ihm eine Seite daraus vorlesen.

Indem ich meine Stimme hören ließ, trat jemand, den ich, die Augen aufs Buch geheftet, nicht wahrnehmen konnte, mit leisen Schritten ins Zimmer. Kurz nachher gab mir der Fürst ein Zeichen, im Lesen einzuhalten. Ich sah mich um, und hinter mir stand — Helene.

Sie erhob mit Erstaunen die Hände. Ich aber erschrak vor Freude so, daß ich den ehrlichen Jakob zu Boden fallen ließ.

Der Fürst schüttelte ein wenig den Kopf, nahm mir das Buch, das ich schnell aufhob, aus der Hand, und legte es, nach einer sanften Berührung mit den Lippen, auf den Tisch. Dann sah er mich und Helenen an, und fragte: „Was ist Ihnen?“

„Gnädiger Herr Oheim,“ antwortete sie, „es überrascht mich, den wackern Mann hier zu finden, der mich, wie ich Ihnen erzählt habe, in jenem Städtchen, wo unser Ahnherr begraben liegt, vor dem Anfall eines wüthenden Hundes schützte, und den ich für die

Rettung meines Lebens nur mit einer Rose belohnen konnte."

„Wunderbare Fügung des Himmels!" rief der Fürst, und faltete die Hände. „Es war eine brave That, deren Vergeltung ich übernehme. Vorläufig ernenne ich Sie, Herr Walland, zu meinem Secretär, mit dem bei mir gewöhnlichen Gehalte von sechshundert Thalern und freier Wohnung und Kost."

Was fragte ich nach Geld und Kost? Mich berauschte das Glück, daß ich künftig mit Helenen unter Einem Dache wohnen sollte, und ich hatte Mühe, meine stürmische Freude zu zügeln. Doch ich mäßigte mich, und nahm mit ehrbaren Worten die Bestallung an. Auch Helene dankte dem Oheim, daß er ihre Schuld abtragen wolle. Ich empfahl mich dann, um die nöthigen Einrichtungen zum Antritt meines Aemtchens zu treffen.

Der Pfarrer begleitete mich, und erzählte mir unter Weges: Helene von Arenhain sey eine Nichte des Fürsten, und wahrscheinlich die bestimmte Erbin seines großen Vermögens. Es befinde sich aber noch eine mit ihr angekommene Tante, eine Frau von Bärwald, im Schlosse, und führe die Oberaufsicht über das Hauswesen; denn der Fürst bekümmere sich wenig um welt-

liche Dinge, und sey daher in frühern Zeiten von Haushofmeistern und Köchen sehr bevortheilt worden.

So erfuhr ich mit stillem Mißvergnügen die Anwesenheit der stolzen Matrone, die an meinem Freudenhimmel, wie eine dunkle Wolke, herauf zog.

Ich ging in den Gasthof, wo sich mein Pferd und Gepäck befand. Hier lauerte schon der Justiz-Director auf mich. „Nun werden Sie bald satteln?“ rief er mir gebieterisch zu.

„Nein, Herr Justiz-Director!“ antwortete ich. „Es gefällt mir an diesem Orte so wohl, daß ich vielleicht hier bleibe.“

Er glotzte mich an, und befahl mir zornig, sofort abzureisen, wenn ich nicht durch Gerichtsdiener über die Gränze gebracht seyn wolle.

„Damit werden Sie mich gefälligst verschonen;“ sagte ich lächelnd. „Der Fürst hat eben die Gnade gehabt, mich als Secretär in seine Dienste zu nehmen.“

Er erstarrte zu einer Bildsäule, und war einen Augenblick unschlüssig, wie er sich bei diesem Donnerschlage geberden wolle. Endlich lös'te sich die Versteinerung seines Gesichts in ein heuchlerisches Grinsen auf. „Ei! das haben wohl der Herr Pfarrer bewirkt?“ sprach er

mit höhnisch-süßlicher Stimme. „Nun ja, wenn man erwachsene Töchter hat — hehe! hihi!" —

Ich bedeutete ihn, daß er dem wackern Geistlichen, durch Andichtung eines solchen Bewegungsgrundes, sehr Unrecht thue. Er wies aber meinen Widerspruch mit Gelächter zurück, und versicherte, daß er sich über mein Glück, mein doppeltes Glück, aufrichtig freue. Dennoch brummte er, als er mit einem Druck der Hand von mir Abschied genommen hatte, die Treppe hinab: „Wenn sich doch der Pfaff in solche Dinge nicht mengte!" — Dann lief er hastig nach dem Schlosse hin, und hieb mit dem Stocke ins Straßenpflaster, daß Kies und Funken umher flogen.

Der Pfarrer hatte mich auf den Mittag zu Tische gebeten, und ich aß bei ihm, weil ich nicht gleich bei der fürstlichen Tafel meine Antrittsrolle spielen wollte. Friederike, die indessen meine Bekanntschaft mit Helenen von ihrem Vater vernommen hatte, war kleinlaut und niedergeschlagen. Sie vermied, von Helenen zu sprechen, und auch ich that der kleinen Eifersüchtigen den Gefallen, des Fräuleins von Arenhain nicht zu erwähnen. Das beruhigte sie nach und nach, und am Ende ward sie wieder ganz heiter, als ich beim Ab-

schiede versprach, ihr Haus so oft zu besuchen, als es meine Dienstgeschäfte erlauben würden.

Gegen Abend hielt ich mit einem Knaben, der meinen Mantelsack trug, meinen Einzug im Schlosse. Ich ward bei der Frau Oberaufseherin gemeldet. Sie ließ mich lange warten, ehe sie mit einem Bund Schlüssel erschien, und mir ohne Wort und Laut winkte, ihr zu folgen. „Das ist die Schreiberwohnung!" sagte sie, indem sie zwei artige Zimmerchen aufschloß. Ich rückte mit meinem Mantelsack ein. „Ist das die ganze Bagage?" fragte sie hohnlächelnd; und indem ich antworten wollte, daß man zu Pferde nicht viel fortbringen könne, eilte sie hinweg, ohne mich anzuhören.

So ließ mich die gestrenge Frau den ersten Druck der Dienstbarkeit empfinden. Ich hätte gern das lästige Joch auf der Stelle wieder abgeschüttelt; doch Helenens Nähe stärkte mich, es geduldig zu tragen. Der Fürst selbst ging sehr sanft und wohlwollend mit mir um. Ich ward erst am folgenden Morgen zu ihm gerufen, und als er mir einen kurzen Aufsatz in die Feder gesagt und ich ihm eine halbe Stunde lang vorgelesen hatte, waren meine Amtsgeschäfte für diesen Tag abgethan.

Bei der Tafel sah ich Helenen, aber auch die stolze

Tante und die drei Herren, mit welchen ich Tages zuvor Händel gehabt hatte. Die letztern thaten, als kennten sie mich nicht mehr; und sie selbst erschienen so ganz verändert, daß auch ich sie beinahe nicht wieder gekannt hätte. Die gestrigen Wüstlinge waren heute scheinheilige Kopfhänger, und gossen über jeden Gegenstand des Tischgesprächs eine moralische Brühe, die sie mit biblischen Sprüchen und Liederversen würzten.

Der Fürst, dem sie sich durch diese Frömmelei empfehlen wollten, war kein Gleißner wie sie: er war ein Biedermann von wahrem gottesfürchtigen Sinn und Wandel; aber freilich ein frommer Schwärmer und Anhänger der herrnhuthischen Brüdergemeine. Die Werke des Grafen Zinzendorf und seiner Glaubensgenossen waren daher gewöhnlich die Bücher, aus welchen ich vorlesen mußte. Doch erquickte sich der Fürst nicht an diesen allein: er besaß noch eine bedeutende Sammlung von ältern übersinnlichen Schriften, deren Verfasser sich eines unmittelbaren vertrauten Umgangs mit Gott und Geistern rühmten. Auch diese Mystiker wurden oft in den Lesestunden zur Hand genommen. Aber die Kirche besuchte der Fürst nie. Seine kühne Einbildungskraft fand die Predigten meines guten Pfarrers, deren er nur zwei oder drei zur Probe gehört hatte,

viel zu lau und gemein. Er predigte bisweilen selbst, wenn reisende evangelische Brüder, oder sogenannte Stille im Lande bei ihm einsprachen, und er ihnen zu Ehren eine geheime gottesdienstliche Versammlung im Schlosse veranstaltete.

Bei solchen Feierlichkeiten duckten und schmiegten sich die drei Heuchler, die sich, zum Schein, als Verehrer und Mitglieder der Secte betrugen, in den heiligen Kreis mit hinein, und waren sogar frech genug, den Rednerstuhl zu besteigen. Aber ungeachtet ich mich zu dergleichen elenden Kunstgriffen niemals erniedrigte, war mir dennoch der Fürst eben so gewogen, als ihnen, und bewies mir in vielen Fällen ein ausgezeichnetes Vertrauen, dessen sie von ihm nicht gewürdiget wurden. Darum war ich ihnen ein Dorn im Auge. Sie stichelten, um mich zu verketzern und zu verdrängen, oft bei der Tafel auf Menschen ohne Religion, und schielten dabei nach mir; doch der hochherzige Fürst nahm von diesen und andern verblümten Reden keine Kenntniß.

Mir waren die stumpfen Pfeile, die während der Mahlzeit nach mir flogen, um so weniger empfindlich, da ich immer zu gleicher Zeit Helenen sah, und mich manches holden Blickes erfreute. Aber jeder Möglichkeit, uns einmal unter vier Augen zu sprechen, beugte

Frau von Bärwald, als Ehrenhüterin des Fräuleins, sorgsam vor. Ich hielt mich denn auch von selbst in meinen Schranken. Die Kluft zwischen einem Privatsecretär und der Nichte eines Fürsten war zu groß. Meine Leidenschaft lauschte still am Rande, ohne einen Sprung hinüber zu wagen. Jenseit strahlte mir Helene, wie man den Mond und die Sterne mit Vergnügen sieht, ohne daß ein Gedanke sich regt, sie besitzen zu wollen.

Friederike hingegen war ein Licht, dem ich mich nahen konnte, ohne mir, wie eine Mücke, die Flügel zu versengen. Ich besuchte sie daher fleißig; nicht als Liebhaber, sondern als Freund.

„Sie kommen, wie gerufen!" sprach sie eines Tages. „Sie sollen mir mit Rath und That an die Hand geben. Eine meiner Freundinnen, ein sehr hübsches Mädchen, befindet sich in der ängstlichsten Verlegenheit."

„Charlotte — so heißt sie — liebt einen jungen, braven Mann, den Kaufmann Elbing; aber ihre Base besteht darauf, daß sie den fürstlichen Kapellmeister, der um sie wirbt, heirathen soll. Sie haßt ihn, wie billig; und da sie ein eigenes, nicht unbedeutendes Vermögen besitzt, so könnte sie frank und frei nach ihrer Neigung wählen: das alberne Gänschen hat sich

jedoch von der Base bereden lassen, die Entscheidung ihres ehelichen Looses einer hier lebenden Wahrsagerin zu unterwerfen. Diese alte Sibylle, der Kapellmeister und die Base stecken unter Einer Decke. Charlotte soll heute Abend den ihr vom Schicksal bestimmten Bräutigam in einem Zauberspiegel zu sehen bekommen. Das ist aber Betrug. Der sogenannte Zauberspiegel besteht blos aus einer großen Glastafel, die, in einen Rahmen gefaßt und mit Vorhängen umgeben, an die ausgehobene Thür einer Kammer gestellt wird. Und hinter diesem Glase will der Kapellmeister in Lebensgröße erscheinen. — Das alles weiß ich von einem eben so ehrlichen, als gescheidten Mädchen, das bei der Wahrsagerin dient, und von ihr den Auftrag hat, den saubern Herrn heimlich in die Kammer zu führen, während die Alte, zur Vorbereitung auf die Hauptscene, das Schicksalsbuch der Karte aufschlagen und Charlotten auch darin den dicken Bräutigam zeigen wird." —

Ich lachte über die Geschichte, und sagte: mein Rath sey der, Charlotten den entworfenen Betrug zu entdecken, und seine Wirkung dadurch zu vernichten.

„Dann stehen wir auf dem alten Flecke!" entgegnete Friederike. „Der Kapellmeister macht einen Spaß daraus, und die Base tritt ihm auf's neue die Brücke.

Damit ist uns also nicht geholfen. Könnte man es aber in geheim, und sogar ohne Charlottens Vorbewußt, dahin bringen, daß Elbing, anstatt des Dicken, im Zauberspiegel erschiene, so wäre meine Freundin von allen weitern Zunöthigungen frei: denn die Base hat mit ihr den Vertrag geschlossen, daß sie den Mann im Spiegel ohne Widersprnch heirathen darf, wenn es Elbing ist, und ohne Weigerung heirathen muß, wenn der Kapellmeister sich darstellt."

„Recht gut!" sagte ich. „Aber der Umtausch der beiden Nebenbuhler —"

„Ist ein Geschäft, in das wir uns theilen wollen," fiel sie ein. „Ich veranstalte, daß Elbing im Zauberspiegel erscheint, und Sie fesseln, wie Sie wollen, wie sie können, den Kapellmeister, daß es ihm unmöglich wird, sich auf den Abend um acht Uhr im Hause der Wahrsagerin einzufinden."

Ich weigerte mich, die mir zugetheilte Rolle zu übernehmen, weil sie sich ohne List und Ränke, die meiner Natur zuwider sind, nicht ausführen ließ. Aber Friederike lachte über meine Bedenklichkeit, und sagte: List gegen List sey erlaubt, und sey es hier um so mehr, da ein gutes Werk, die Vereinigung zweier Liebenden, dadurch befördert werde. Sie gab allen weitern Ein=

wendungen, die ich noch vorbrachte, kein Gehör, und ich mußte zuletzt versprechen, den Kapellmeister im Zaume zu halten.

Damit dieß ohne Aufsehen geschehe, ließ ich in den Nachmittagsstunden, als der Fürst zufällig mit mir über Musik sprach, den Wunsch verlauten, ein gewisses geistliches Singstück, das die Hauskapelle kurz zuvor eingeübt hatte, auf den Abend vortragen zu hören. Doch leider hatte der Fürst keine Lust dazu; er vertröstete mich auf den folgenden Tag. Ich mußte nun den Kapellmeister, der sich um sieben Uhr noch zu Hause befand, auf eine andere Weise gefangen nehmen.

Das natürlichste Mittel war, ihn im Schlosse einzusperren. Möglich machte dieß der Umstand, daß die Pforte beständig verschlossen war, und niemand ohne Hülfe des Thorwärters hinaus konnte. Er hatte zwei Schlüssel. Einen führte er immer bei sich; der andere hing in seinem Stübchen an einem Nagel, und seine Frau öffnete damit das Thor, wenn er selbst nicht zugegen war.

Ich brauchte den alten Mann oft in meinen Angelegenheiten zum Boten. Es kam ihm daher gar nicht wunderbar vor, als ich ihm jetzt ein auswärtiges Geschäft übertrug, dessen Ausrichtung wenigstens andert-

halb Stunden erfoderte. Indem er sich dazu reisefertig machte, nahm ich den Zwillingsbruder des Thorschlüssels, der ihn überall begleitete, von der Wand, und versenkte ihn behutsam in des Alten geräumige Rocktasche. Meine ehrliche Hand zitterte bei diesem Schelmstreiche; doch die abendliche Dunkelheit des Stübchens ließ ihn vollkommen gelingen. Mein Geschäftsträger ging richtig mit beiden Schlüsseln fort.

Ich machte mich nun geschwind vom Thore weg, und stellte mich oben im Schlosse an ein Fenster, das in den Hof ging. Kaum war ich da, so stapelte der Kapellmeister, dessen galonirtes Bratenkleid auch in der Dämmerung glänzte, quer über den Hof, und eilte hin nach dem Thore. Herrisch rief er den Pförtner, und wiederholte mehrmals mit verstärkter Stimme den Ruf, während die alte Pförtnerin den von mir entfremdeten Schlüssel suchen mochte. Eine Laterne in der Hand, kam sie endlich, mit kläglichen Worten, die ich nicht verstehen konnte, aus ihrem Stübchen heraus. Der Kapellmeister begann gräßlich zu fluchen, und mit der Wuth eines Bären, der einen Baum, von welchem der ungeschickte Tölpel herabgefallen ist, dafür züchtigen und umreißen will, lief er Sturm gegen das Thor. Bald darauf ward mein Name genannt. Stracks keuchte der

Kapellmeister wieder über den Hof zurück, und ich, seines Besuchs gewärtig, schlüpfte in meine Wohnstube.

Er überfiel mich, ohne Anklopfen, mit einem heftigen Verweise, daß ich den Mann, der seines Amtes an der Pforte warten solle, nach Osten und Westen versende. Ich antwortete: es sey Schade, daß er mir das nicht gestern verboten habe, so wäre es heute nicht geschehen; doch wolle ich ihm den guten Rath geben, sich von der Thorwärterin die Pforte öffnen zu lassen. „So klug bin ich selbst!" fuhr er auf. „Es ist aber kein Schlüssel da; der alte Träumer hat beide mitgenommen." — Froh, daß auf mich kein Verdacht fiel, wies ich dem ungestümmen Menschen, als er mich noch weiter ausschelten wollte, muthig die Thür.

Die Thurmglocke schlug eben acht. Er lief, als brennte ihm der Kopf, nach dem Thore zurück. Ich stellte mich wieder auf die Lauer, und hörte, daß er in der Pförtnerstube gewaltig tobte. Ein Weilchen nachher entstand eine Stille, die ungefähr fünf Minuten dauerte. Dann aber erhob er ein Zetergeschrei, als wäre sein Leben in Gefahr. Die alte Frau lief ängstlich über den Hof nach der Wachstube, wo von unserer Schloßgarnison, die aus zwölf alten Soldaten bestand, täglich drei Mann aufzogen. Während der

Zeit schrie der Kapellmeister noch stärker. Es ward Christenpflicht, ihm zu Hülfe zu eilen.

Ich fand ein lustiges Unglück. Mein Gefangener hatte sich durch das einzige kleine Fenster, das die im Erdgeschoß befindliche Wohnung des Pförtners sparsam erleuchtete, in Freiheit setzen wollen, und war, wie ein Pfropfen in der Flasche, stecken geblieben. Die Beine hingen hinaus in die Luft; das Bruststück war in der Stube. So hielt er sich, auf dem Bauche liegend und auf Rettung harrend, im Gleichgewichte: dieß aber ward, wie oft das politische, auf die feindseligste Weise gestört. Es stand nämlich draußen unter dem Fenster ein Raufbold, der des Kapellmeisters schutz- und wehrlose Rückseite, besonders den erhabensten Theil derselben, unabläßig mit einem Stocke zerbläute, und sich weder durch Strapeln noch Schreien in diesem Geschäfte stören ließ. Ich war außer Stande, dem Leidenden zu helfen. Er steckte so fest zwischen dem Rahmen, daß ich ihn nicht heraus zu arbeiten vermochte. Eben so wenig konnte ich dem rastlosen Zuchtmeister Einhalt thun, weil des Züchtlings breite Körpermasse das ganze Fenster verstopfte. Doch bald kam Hülfe. Die Thorwärterin hatte die gesammte wachhabende Mannschaft aufgeboten, und als diese sich mit vorspannte,

zogen wir den geschlagenen Mann glücklich aus der Klemme.

„Wer da?" rief ich schnell zum Fenster hinaus.

„Gut Freund!" antwortete die rauhe Baßstimme des Oberbefehlshabers der Garnison.

Diese alte Kriegsgurgel, ein vormals preußischer Unterofficier, hatte sich in der Stadt gütlich gethan. Als er bei Nacht und Nebel — den letztern im Kopfe — ans Schloß zurück kommt, sieht er ein Paar Beine aus dem Fenster hängen, und in der Meinung, daß sie einem Unfugsstifter gehören, macht er sich das lange entbehrte Vergnügen, seinen Corporalstock, wie weiland in der guten alten Zeit, tüchtig zu handhaben. — Das erfuhr ich nachher von ihm; denn jetzt entfernte ich mich ohne Verzug, um eines neuen Wortwechsels mit dem Kapellmeister überhoben zu seyn.

Bald darauf kam der Thorwärter zu mir, und erstattete Bericht über das ihm aufgetragene Geschäft. Er klagte sich selbst an, daß er aus Uebereilung beide Schlüssel mitgenommen habe. Ich fand nicht für rathsam, ihm aus dem Traume zu helfen, erfreute ihn aber durch einen so reichlichen Botenlohn, daß er sich über den Zorn des Kapellmeisters, der sogleich nach

Oeffnung des Thores, wie ein wilder Eber, hinaus gefahren war, lachend hinweg setzte.

„Sie sind ein Goldmann!" rief Friederike, als ich sie das nächste Mal besuchte. „Unser Spiel ist gewonnen! Lassen Sie sich erzählen."

„Lottchen und die Base gehen glücklicher Weise noch vor acht Uhr zur Wahrsagerin. Sie schlägt die Karte, und der dicke Mann zeigt sich hinten und vorn als der Gespons, dessen Ehe mit Charlotten im Himmel geschlossen sey. Das arme Kind macht sich nun darauf gefaßt, die verhaßte Gestalt auch im Zauberspiegel zu erblicken. — Jetzt klingelt's im Vorhause. — Das war das zwischen der Wahrsagerin und ihrem Dienstmädchen verabredete Zeichen, daß der Spiegelgeist angekommen und in die Kammer gebracht sey. Nun macht die Gauklerin allerlei Firlefanz um den Zauberspiegel herum, ergreift endlich zwei Lichter, und ruft mit feierlicher Stimme: Du, der dieser edlen Jungfrau zum Gatten bestimmt ist, erscheine, erscheine! — Siehe, da steht Elbing! — Charlotte jubelt; die Beschwörerin läßt vor Schrecken beide Lichter fallen; die Base wird todtenbleich. Indessen springt Elbing fort aus dem Hause. Bald darauf verlassen auch Lottchen und ihre Base die noch ganz betäubte Wahrsagerin."

„Diese nimmt jetzt ihr Mädchen ins Verhör. Die schlaue Dirne betheuert: sie habe den Kapellmeister, der, bestellter Maßen, um acht Uhr gekommen sey, in die Kammer geführt. — Nun, so ist der böse Feind im Spiele; spricht die Alte, und wird so verzagt, daß sie nicht in der Stube allein bleiben will.“

„Kurz nachher stürzt der Kapellmeister athemlos herein. Er hört mit Entsetzen, daß die Geschichte vorbei ist, und überhäuft die Wahrsagerin mit Vorwürfen. Sie sagt: was kann ich dafür, daß sich der Satan in den Handel mischt, und bald Ihre, bald Elbings Gestalt annimmt? — Er nennt das Flausen, schilt sie eine Betrügerin, schlägt den Zauberspiegel entzwei; sie aber wirft ihm Töpfe an den Kopf, und zwingt ihn damit zur Flucht.“ —

„Meine Freundin ist nun ganz glücklich!“ — schloß Friederike ihre Erzählung. „Ich entdeckte ihr heute den Zusammenhang der Sache. Aber die Base hält Elbings Erscheinung noch bis diese Stunde für einen förmlichen Geisterspuck. Sie muckt daher nicht mehr, und macht schon Anstalt zu Lottchens erwünschter Verlobungsfeier.“ —

Der Kapellmeister konnte mir's nicht verzeihen, daß er durch mich eine reiche Braut verloren und Schläge

gewonnen hatte. Er setzte mich zwar darüber nicht weiter zur Rede, weil er die vorgehabte Büberei geheim halten mußte; wo er mich aber sah, funkelten mich seine Augen zornig an. Auch seine Freunde waren mehr als jemals über mich ergrimmt. Darum bat ich den Himmel, mich nicht im Schlosse krank werden zu lassen; denn ich hätte befürchten müssen, daß mir der Leibarzt, um seinen Freund an mir zu rächen, ein Successionspülverchen reichte. Minder gefährlich war der Justiz-Director, der mir, trotz seiner Meisterschaft in Kniffen und Pfiffen, kein Haar krümmen konnte. Am wenigsten aber machte ich mir aus der lächerlichen Ungnade des Zwergleins, das mir, wo wir einander begegneten, eine Faust ballte.

Eines Tages, als Frau von Bärwald einmal ausgegangen war, ließ mir Helene durch ihre Kammerjungfer sagen: ich möchte in den Garten kommen; sie habe etwas mit mir zu sprechen. Freudig und zagend eilte ich hinab. Sie erwartete mich an einem Platze, wo wir aus den Schloßfenstern nicht gesehen werden konnten, und mit dem Tone der innigsten Freundschaft sagte sie: „Meine Dankpflicht erfodert es, Ihnen etwas Unangenehmes zu eröffnen. Sie haben Feinde

im Schlosse, die Ihnen bei dem Fürsten zu schaden suchen."

„Ich danke Ihnen für diese Warnung, gnädiges Fräulein!" antwortete ich. „Aber mein Leben ist schuldlos, meine Treue gegen den Fürsten unwandelbar; was hab' ich zu fürchten? Ich bin im Gegentheil meinen Feinden sehr dafür verbunden, daß sie mir diesen Beweis Ihres Wohlwollens, mein theuerstes Fräulein, verschaffen."

„O, ich bin noch tief in Ihrer Schuld!" sagte sie seufzend. „Sie schützten mein Leben, und ich — gab Ihnen eine halb verwelkte Rose!"

Ich betheuerte, daß diese Rose einen unvergänglichen Werth für mich habe, und, schnell mein Taschenbuch öffnend, bewies ich die heilige Aufbewahrung der zwischen Seidenpapier ruhenden Blume der Liebe. Gerührt reichte mir Helene die Hand. „Wir bleiben Freunde!" sprach sie herzlich. „Doch jetzt verlassen Sie mich, lieber Walland! Es soll und darf niemand unsere Zusammenkunft wissen, und in solchen Fällen muß man befürchten, daß die Bäume Augen und Ohren haben."

Glücklich, wie ein Gott, zog ich mich zurück. Der Kapellmeister begegnete mir, mit seinem gewöhnlichen

Blitz- und Donnergesichte, auf der Schloßtreppe; ich aber grüßte ihn so freundlich, daß er mich stutzig ansah, als ob er mich für wahnwitzig hielte.

Einige Tage später ward mir, als ich in den Frühstunden des Fürsten Befehle vernehmen wollte, im Vorzimmer gesagt: er sey krank, und lasse niemand vor. Mittags kam er nicht zur Tafel. Auch Helene und die Tante schlossen sich davon aus. Ich speis'te mit meinen drei Gegnern allein. Ein wahres Giftmahl! Sie sprachen unter sich ein Rothwälsch abgebrochener Worte, und lachten unaufhörlich dazwischen. Ich wußte nicht, ob ich verrathen oder verkauft war.

Nachmittags ward ich zum Fürsten gerufen. Ungewöhnlich bleich saß er zwischen Betten in einem Lehnstuhle, und sagte mit matter Stimme: „Nehmen Sie Platz an meiner Seite! Das Sprechen wird mir schwer, aber ein wunderbares Ereigniß nöthiget mich, mit Ihnen zu reden."

„Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben, daß dieses Schloß auf den Grundfesten eines vormals hier gestandenen Mönchsklosters erbauet ist. Das letzte Oberhaupt desselben war ein Abt, Namens Nicodemus, der vom Papste die Erlaubniß erhalten hatte, bischöfliche Ehrenzeichen zu tragen. Die Geschichte meldet

von ihm, daß er ein Mann von außerordentlicher Strenge und fast riesenhafter Leibesgröße gewesen sey. Darauf gründet sich die alte Sage, daß sein Geist noch bisweilen, als Sittenrichter, in diesen Mauern umher wandele."

„Doch wie kann ich dieß noch Sage nennen?" fuhr er seufzend fort. „Es ist Wahrheit! — Ich hörte seine Donnerstimme in voriger Nacht; sie rief vor der Thür meines Schlafzimmers: Atenhain! der Abt Nicodemus redet mit dir! — Ich habe Wohlgefallen an deiner Frömmigkeit; aber ein Gräuel ist mir der Unchrist, der vor zwei Monaten, wie aus den Wolken gefallen, in deine Dienste trat, und deines Vertrauens genießt. — Wirf morgenden Tages die Schlange aus deinem Busen, schleudere sie über die Gränze deines Gebiets! Sonst erschein' ich dir furchtbar in nächster Nacht, und Tod und Verderben sind mein Gefolge. — So sprach die schreckliche Stimme, und ich möchte mir gern selbst verhehlen, gegen wen sie eiferte." —

„Gegen mich, gnädiger Herr!" sagte ich unerschrocken. „Die Zeit meiner Anstellung in Ihren Diensten setzt das außer Zweifel. Aber der Abt Nicodemus

kennt mich nicht, und wär' er keine heilige Person, so würde ich ihn einen Verläumder nennen."

„Gemach! gemach!" fiel ängstlich der Fürst mir ins Wort. „Beantworten Sie mir so treu und wahr, als stünden Sie vor Gott, die Frage: „Sind Sie ein Christ?"

„Ich bin es!" sprach ich fest, und sah ihm frei in die Augen.

„Das beruhigt mich," sagte er. „Ein gutes Gewissen spricht aus Ihrem Gesichte. — Gott allein sieht in unser Herz; selbst Engel und Heiligen ist es verschlossen. Darum soll mich des Geistes Wort in meinem Vertrauen zu Ihnen nicht irre machen. Ich werde ihn muthig erwarten, und Sie gegen ihn vertreten."

Ich verließ den Fürsten mit dem Vorsatze, ihn dieser Vertheidigung zu überheben, und überhaupt den gedrohten Besuch von ihm abzuwenden. Leicht errathend, wo der Herr Abt herkommen würde, entschloß ich mich, ihm den Weg zu verrennen. Da er aber, der Sage nach, ein Riese seyn sollte, so war eine Fehde mit ihm, ohne Beistand, bedenklich. Ich sah mich daher nach einem tüchtigen Kampfgehülfen um. Meine Wahl fiel auf den fürstlichen Leibkutscher. Das war ein Kernmann, auf den ich mich verlassen konnte.

Gegen Mitternacht besetzten wir in aller Stille den Ausgang einer langen gewölbten Halle, die der Herr Abt nicht umgehen konnte, wenn er im Schlafzimmer des Fürsten spucken wollte. Er ließ uns kaum zehn Minuten warten. Schwere Tritte, die vom andern Ende der Halle her dröhnten, kündigten seine Ankunft an. Jetzt brach ich plötzlich mit zwei verborgen gehaltenen Lichtern hervor, und sah einen ungeheuern, durch eine hohe Bischofsmütze noch vergrößerten Riesen, dessen gräßliche Larve mich fast erschreckte. Bekleidet mit einem langen schwarzen Priestergewande, trug er in der linken Hand ein Buch, und in der rechten den Krummstab. Er prangte folglich mit allen ihm verliehenen bischöflichen Ehrenzeichen. Ich aber sagte ohne Umstände: „Guten Abend, Herr Abt! Wo spazieren Sie hin?"

Brummend wie ein Bär, zog er sich mit kleinen Krebsschritten ein wenig zurück. Als ich ihm aber nachdrang, und sein Fratzengesicht mit hochgehaltenen Lichtern beleuchtete, wandte er sich schnell, und ging rascher von dannen. Mein Begleiter, der Kutscher, machte sich den Spaß, hinter ihm her mit einer Peitsche zu knallen. Der Hochwürdigste erschrack, und that einen so gewaltigen Sprung, daß ihm, o Wunder! der

Kopf rücklings von den Schultern stürzte, und, neben dem fliehenden Rumpfe her, eiligst davon lief.

Ich konnte vor Lachen den zerfallenen Riesen nicht verfolgen. Aber der Kutscher gab ihm, mit klatschender Peitsche, das Geleit bis ans Ende der Halle. „Das ist Schelmpack!“ rief er, als er zurück kam. „Der Zwerg stand auf des Kapellmeisters Schultern!“ Ich bat ihn, die Geschichte zu verschweigen. Und als der Fürst des folgenden Tages gegen mich Verwunderung äußerte, daß der Geist nicht erschienen sey, schwieg ich auch.

Die beiden Bruchstücke des heiligen Nicodemus wichen mir seitdem möglichst aus. Der Kopf, so gut er auch laufen konnte, entlief seiner Strafe nicht. Er gerieth bald nachher, bei folgender Gelegenheit, in eine höchst verdrießliche Lage.

Eine reisende Künstlerin, die sich mit pantominischen Vorstellungen durch die Welt half, trug dem Fürsten das Vergnügen an, ihre Kunst zu bewundern. Da sie meistens heilige Gegenstände darzustellen versprach, so erhielt sie Erlaubniß, eines Abends ihre Schaubühne im Schlosse aufzuschlagen. Der sämmtliche Hofstaat hatte Zutritt, und der Fürst selbst befand sich, nebst

einigen gerade anwesenden Glaubensbrüdern, unter den Zuschauern.

Nach verschiedenen, ganz mißlungenen Auftritten, zeigte sich die Stümperin als Jungfrau Maria, und der göttliche Sohn, der ihr auf dem Schooße ruhte, war unser alter, häßlicher Zwerg. Ein unaufhaltsames Gelächter brach aus. Aber im heftigsten Zorne fuhr der Fürst empor, und befahl den an der Thür stehenden Soldaten, den kleinen Messias zu ergreifen, und in gefängliche Haft zu bringen. Die Madonna mußte sogleich einpacken, und das Schloß verlassen.

So kam sie noch glücklicher weg als ihr geborgter Sohn, der viel Leiden zu erdulden hatte. Er saß drei Tage lang, verhöhnt und verspottet, in der Wachstube, bei Wasser und Brot, und erst dann gelang es den eifrigen Fürbitten des freundschaftlichen Kleeblattes, den gefangenen Erlöser zu erlösen.

Ich übergehe noch andere, theils lächerliche, theils ärgerliche Begebenheiten, und wende mich zu dem Vorfalle, durch den das Reich der Heuchelei im Schlosse zu Grunde ging.

Der Kapellmeister und seine Partei waren leidenschaftliche Liebhaber des Weines, und hielten oft im Schlosse nächtliche Trinkgelage, wobei sie gern ein kräf=

tiges Zechlied sangen. Das mußte freilich mit gedämpfter Stimme geschehen, weil der Fürst zwar ziemlich fern, doch nahe genug schlief, um den Gesang der Bacchanten hören zu können. Das war auch wirklich einmal geschehen. Am Morgen darauf machen der Kapellmeister und der Leibarzt zugleich ihre Aufwartung bei ihm. Er fragt, was die Töne, die er in der Nacht vernommen, zu bedeuten gehabt hätten. „Wir hielten Betstunde;" sagen sie. Das gefällt ihm; er wundert sich nur über die ihm ganz fremden Gesangsweisen. Die Schlauköpfe antworten: die Entfernung möge ihn wohl getäuscht haben; und dabei hat es sein Bewenden.

Sie schreiben sich aber das hinter's Ohr, und der Leibarzt, ein behender Poet, kommt auf den Einfall, ein paar lustige Trinklieder nach geistlichen Melodien zu dichten, um nicht nur damit eine komische Wirkung zu erzielen, sondern auch hauptsächlich den horchenden Fürsten zu hintergehen. Die schnurrigen Dinger sind nach wenigen Tagen fertig, und mit satyrischer Laune reichlich gewürzt. Der Dichter macht mit eigener Hand einige Abschriften davon, und geht damit in die Trinkstube.

Seine drei Freunde — denn auch der Zwerg war

ein Mitglied der Zechbrüderschaft — jubeln über die herrlichen Lieder, stimmen sie, als ihnen der Wein in den Kopf gestiegen ist, fröhlich an, und singen ohne Furcht und Zwang. Denn hört es auch der Fürst, was thut das? Es wird Betstunde gehalten.

Der Fürst hat eben eine schlaflose Nacht. Lauschend freut er sich über die Andacht seiner Getreuen. Die Melodie eines Lieblingsliedes schmeichelt besonders seinen Ohren. Davon hingerissen, steht er auf. Er will mit den frommen Leuten singen und beten.

Sie, die eher des Himmls Einsturz, als diese ungewöhnliche Nachtwanderung vermuthen, haben die Thür nicht verschlossen, und im lärmenden Rausche hören sie des Fürsten leise Schritte nicht. Plötzlich steht er vor ihnen. Mit Entsetzen springen sie auf, klammern sich, der Füße nicht mächtig, an den Tisch, und die erschütterten Trinkgefäße stürzen durch einander. Der Fürst erstaunt. Alles scheint ihm ein Blendwerk. Als er aber die Trunkenbolde, die ihn mit gläsernen Augen anstarren, zur Rede setzt, und sie nun anfangen, heuchlerische Ausflüchte mit schwerer Zunge zu stammeln, da erkennt er an diesem Zuge die Seinen, gebietet ihnen Stillschweigen, bemächtigt sich einiger Exemplare der gesungenen Lieder, und geht in sein Zimmer zu=

rück. Hier lies't er die Poesien seines Leibarztes, dessen Handschrift er kennt. Sie strotzen von Unanständigkeiten und Spott über Pietisten und Betbrüder. Dadurch an der empfindlichsten Seite angegriffen und verwundet, beschließt der Fürst, die entlarvten Heuchler Knall und Fall zu verabschieden.

Es war kaum Tag geworden, als er mich rufen ließ. Mit Betrübniß erzählte er mir, wie er die Falschheit und Nichtswürdigkeit seiner Diener entdeckt hatte, und ertheilte mir dann den unangenehmen Befehl, dem Justiz-Director, dem Leibarzte, dem Kapellmeister und dem Zwerge ihre Entlassung anzukündigen. Er übergab mir zugleich vier versiegelte Rollen mit Goldstücken. „Ich schenke hiermit Jedem," sprach er, „den vollen Betrag seines bisherigen Jahrgehaltes. Gebieten Sie aber, in meinem Namen, den Empfängern, sich binnen drei Stunden aus dem Schlosse zu entfernen, und mir nicht wieder vor die Augen zu kommen. Nur den Justiz-Director will und muß ich noch so lange dulden, bis er das Archiv seinem Nachfolger übergeben hat." —

Ich vollzog den erhaltenen Befehl mit möglichster Schonung, weil ich Ausbrüche von Verzweiflung besorgte. Aber die Herren erwarteten schon das Urtheil,

das ich ihnen eröffnete, und fanden die Pille um so weniger bitter, da sie des Fürsten milde Hand vergoldet hatte. „Wir waren längst entschlossen, hier nicht zu versauern;" prahlten sie. „Wir machen mit unsern Wissenschaften und Talenten überall ein besseres Glück." — Nur der Zwerg bekannte, daß er nichts gelernt habe, als Brot essen. „Doch wenn alle Stränge reißen," sprach er, „so lasse ich mich für Geld sehen."

Mit diesem Betteltrotz ergriffen sie sogleich, mit Ausnahme des Rechtsgelehrten, den Reisestab, und wanderten fort.

Auch ich mußte des folgenden Tages reisen; doch nicht verwiesen, sondern in Geschäften des Fürsten. Er sandte mich in eine gewisse Hauptstadt des deutschen Reiches, um einen wichtigen Rechtshandel — der dort wahrhaft anhängig war, indem er wie an Ketten hing — zu betreiben. Zugleich erhielt ich den Auftrag, einen erfahrenen Arzt und einen geschickten Musikmeister ausfindig zu machen, und die Dienstverträge mit ihnen abzuschließen. Ein tüchtiger Justiz-Director war schon in der Nähe gefunden, und der Posten des Zwerges blieb unbesetzt.

Kurz vor meiner Abreise gewährte mir noch ein

günstiger Zufall die Freude, mit Helenen ohne Zeugen zu sprechen. Dieß Glück dauerte nur fünf Minuten; ich hätte sie aber nicht gegen eben so viel Lebensjahre vertauscht: denn jedes Wort, jeder Blick der Inniggeliebten enthüllte mir unwillkührlich das süße Geheimniß der Gegenliebe. Wonnetrunken warf ich mich in den Wagen, und der einzige Gedanke meiner langen, einsamen Reise war Helene.

Ich war zwei Monate abwesend. Als ich zurück kam und bei dem Pfarrhause vorbei fuhr, riß Friederike das Fenster auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick! Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Ich sprang ins Haus. Sie hüpfte mir entgegen und sagte: „Ei, welche Veränderung finden Sie im Schlosse! Es ist seit vier Wochen ein junger Herr angekommen, von dem man sich ins Ohr flüstert, daß er des Fürsten Sohn sey. Wenigstens gilt er alles in Allem, und man spricht allgemein, er heirathe Fräulein Helenen.“

Mich überfiel ein Schrecken, daß ich umzusinken glaubte. Doch ich nahm mich gewaltsam zusammen, erklärte die Neuigkeit für ein leeres Stadtgeschwätz, und eilte, wie durch ein Aprilmährchen geärgert, schnell wieder fort. „Unglücklicher Amadis, du hast deine Prinzessin verlo-

ren!" rief Friederike lachend mir nach, als ich mich halb sinnlos in den Wagen stürzte.

Im Schlosse sah ich weder rechts noch links, und vermied auf dem Wege zum Fürsten jedes Gespräch, um meine mühsam errungene Fassung wenigstens so lange zu behaupten, bis ich meinen Reisebericht abgestattet haben würde. Das ging anfangs recht gut; doch bald verlor ich den Faden. Meine Stellung vor dem Fürsten war so, daß ich eine Reihe von Zimmern, die hinter seinem Rücken geöffnet waren, übersah. Die Thür des letzten dieser Gemächer ging auf; Helene trat herein, und neigte sich gegen mich. Aber kaum hatte sie einige Schritte vorwärts gethan, als durch dieselbe Thür ein junger Mensch, einen Tanz trällernd, gefaselt kam, Helenen umfaßte und sie, ihres Sträubens ungeachtet, durch zwei Zimmer walzend mit sich fortriß. So mir näher gekommen, erkannte ich ihn — es war Richard! — Mein Ring blitzte an seiner Hand. — Ich zitterte vor Wuth und konnte mich kaum zähmen, über ihn herzufallen.

In diesem Augenblicke ward er mich gewahr. Er schrack heftig zusammen, ließ das Fräulein los, verhüllte die Todtenfarbe seines Gesichts mit dem Taschentuche, ging den Weg, den er tanzend gekommen war,

mit bebenden Knien zurück, und verschwand durch die letzte Thür.

Der Fürst und Helene sahen ihm mit Verwunderung nach. Dann wandte sich jener zu mir und fragte: „Kennen Sie ihn?“

„Ja, gnädiger Herr!“ antwortete ich. „Aber noch genauer kenne ich den Ring, den er trägt. — Dieser Ring ward mir entwendet.“ —

„Unmöglich!“ — rief der Fürst. „Der Ring, den Sie auf die befremdlichste Weise in Anspruch nehmen, war ehemals mein Eigenthum, und der junge Mann erhielt ihn durch die zweite Hand von mir.“ —

Höchst erstaunt sah ich ihn an, und sagte: „Gnädiger Herr, ich gerathe in ein Labyrinth von Räthseln. Den einzigen Ausweg bietet vielleicht meine Lebensgeschichte. Wollen Sie geruhen, sie anzuhören?“

„Recht gern!“ sprach er, und winkte Helenen, uns zu verlassen. Sie zog sich ins dritte Zimmer zurück.

Ich erzählte nun, wie ich den Ring von meiner Mutter empfangen, und nachher von einem Grafenschlosse zum andern geritten war, und ihn fruchtlos vorgezeigt hatte.

„Sie sagen mir nichts Neues,“ fiel mir der Fürst

ins Wort. „Das alles erzählte mir schon jener junge Mann, als seine eigene Geschichte."

„Das ward ihm leicht;" versetzte ich. „Denn ich war leider so unklug, ihm meine Geheimnisse zu entdecken. Er bemächtigte sich dann meines Ringes, und ergriff die Flucht."

Schweigend sann der Fürst der Sache nach. Endlich fragte er, ob ich aus dem Nachlasse meiner Mutter einen Brief besitze, in welchem von dem Ringe die Rede sey. Ich sagte ja, und holte ihn geschwind aus meinem Zimmer. Der Fürst that einen Blick darauf, sprang empor, umarmte mich, und rief: „Du bist mein Sohn! Jener ist ein Betrüger."

Meine Empfindungen hierbei überstiegen jeden Ausdruck. Ein Paradies that sich mir auf. Doch plötzlich fiel mir ein, und ich erinnerte den Fürsten daran, daß meine Mutter gesagt hatte: mein Vater sey ein Graf.

„Ich war noch Graf, als ich diesen Brief schrieb;" erwiederte der Fürst. „Erst später ward ich, bei Gelegenheit der mir übertragenen Gesandtschaft am spanischen Hofe, zum Fürsten ernannt. Während der Zeit hatte deine Mutter ihre Heimath verlassen, und vorsätzlich verschwiegen, wohin sie sich wende. Ich

konnte, so viel ich auch forschte, ihren Aufenthalt nicht erfahren; und auch ich war ihr durch meine Standesveränderung, die ihr unbekannt geblieben zu seyn scheint, fremd geworden. — Nach meiner Rückkunft von Madrid ward ich tödtlich krank, kam zur Erkenntniß meiner Sünden, und wandte mich zu Gott. — Doch über das alles sprechen wir ein ander Mal. Jetzt wollen wir hören, was der Abenteurer, der meine Vaterschaft beinahe erstohlen hätte, zu seiner Vertheidigung vorbringen kann."

Ein Bedienter ward nach ihm geschickt, kam aber mit der Meldung zurück: der junge Herr habe sich auf ein Pferd geworfen, und sey mit verhängtem Zügel davon geritten.

„Was brauchen wir weiter Zeugniß, daß er ein Betrüger war?" sagte mein Vater.

Er wollte ihn mit Steckbriefen verfolgen lassen; aber ich bat für ihn. „So nichtswürdig dieser Mensch ist," setzte ich hinzu, „so erwarb er sich doch ein großes Verdienst um mich. Ich selbst hätte meinen Ring nie einem Fürsten gezeigt, weil ich einen Grafen suchte, und so wär' ich vielleicht lebenslang vaterlos geblieben."

„Du hast Recht!" sprach mein Vater. „Die Strafe

des bösen Menschen sey der Verdruß, daß er wider seinen Willen etwas Gutes gestiftet hat."

Der edle Greis ließ hierauf die ganze Hausgenossenschaft zusammenrufen, und stellte mich ihr als seinen Sohn vor. Niemand nahm an der erfreulichen Wendung der Sache einen herzlichern Antheil als Helene, die den frechen Vagabunden vom ersten Augenblick an gehaßt und geflohen hatte. Mein würdiger Vater ertheilte mir, mit landesherrlicher Bestätigung, alle Rechte eines ehelichen Sohnes, und ich ward Helenens glücklicher Gatte.

Auch die gute Friederike ging nicht leer aus. Der neue, von mir ausgemittelte Hausarzt war ein liebenswürdiger Mann, dem sie, als ich ihn mit ihr bekannt gemacht hatte, keineswegs so auswich, wie seinem häßlichen Vorfahr, der sie auf dem Grasplatze herum hetzte. Die Leutchen kamen vielmehr, des rauhen Spätherbstes ungeachtet, oft traulich dort zusammen, und ehe noch der erste Schnee fiel, waren sie miteinander verlobt. Mein Vater übernahm die Ausstattung der Braut, und richtete seinem Arzte und mir an Einem Tage eine fürstliche Hochzeit aus. Diese Ehrenbezeugung bewirkte ich Friederiken, weil ich ihr in gewisser Hinsicht den Fund meines gegenwärtigen Glücks verdanke. Hätte

sie nicht an jenem verhängnißvollen Tage, da ich von der Berghöhe in mein gelobtes Land hinab sah, den Einfall gehabt, Maria Stuart im Grünen zu lesen, so hätte ich die Schwelle meines Vaterhauses nimmer betreten, und Helene wäre für mich ewig verloren gewesen.

V.

Der entscheidende Tag.

1.

„Das wird ein lustiger Tag werden!“ sagte die Bergräthin Steinfeld zu ihrer Stieftochter. „Ich lese hier im Wochenblatte, daß Graf Tassilo den Tag nach Johannis seinen Unterthanen im Städtchen Kunkelwitz, wo zugleich Jahrmarkt ist, ein Volksfest giebt. — Wir wollen den Spaß mit ansehen, Louise! Aber kosten darf es uns nichts. Huzelmännchen mag uns begleiten, und diese Ehre, wie billig, bezahlen.“

Louise bat um Erlaubniß, zu Hause zu bleiben. Sie liebe, sagte sie, solches Getümmel nicht, und liebe noch weniger den Kärgling, der die Aufbürdung dieser

Ausgabe als ein neues Befugniß zu Heirathsgedanken ansehen würde.

„Du lachst den Narren aus, damit bist du fertig!" entgegnete die Mutter. „Wer wird sich durch dergleichen Bedenklichkeiten von einem Vergnügen abhalten lassen?"

Indem die unzarte Frau, deren niedriges Herkommen schon ihre Sprache verräth, mit Beredung zur Lustreise fortfuhr, kam das Teufelchen, von dem man eben sprach, der Kommerzienrath Huzel, den sie, wegen seiner kleinen Gestalt, Huzelmännchen zu nennen pflegte.

Da er die Hauptfigur des gegenwärtigen Charaktergemäldes ist, so laßt uns vor allen Dingen sein Bildniß in Lebensgröße hier aufstellen.

Er war ein Knabe von vierzig Jahren, und glich, mit Fallstaff zu reden, einem Männchen, das etwa nach dem Essen aus einer Käserinde verfertigt wird. Er selbst hätte freilich keine Rinde so zum Spaße verschnitzelt; er hätte sie lieber verzehrt. — War der Knauser sein eigener Gast, so aß er sich nie satt. Aber stolz und eitel schmückte er sich mit feinen Kleidern und köstlichen Ringen, die der selige Kauf- und Handelsherr Huzel, ein weiland eben so winziges Männ-

lein als sein Sohn, in Hülle und Fülle hinterlassen hatte. Die Farben der Kleider wollten nur heutiges Tages nicht mehr gefallen; sie waren meistens saffrangelb, zinnoberroth, apfelgrün, und so weiter. Auch ihr veralteter Schnitt ward auf allen Straßen verlacht. Doch kein Spott preßte dem Kommerzienrath einen Pfennig Schneiderlohn ab. Er ging, ohne sich irren zu lassen, wie das Gespenst eines vor funfzig Jahren verblichenen Stutzers herum; und so erschien er auch jetzt in der Tracht und mit dem ganzen zierlichen Wesen eines Seladons der Vorzeit.

Die Bergräthin nöthigte ihn, Platz zu nehmen, und bot ihm scherzend ein gepolstertes Fußbänkchen zum Sitz an; er schwang sich aber auf den Rand eines Stuhles, und stämmte die gestreckten Fußspitzen fest an den Boden, um nicht hinab zu gleiten.

„Prächtiges Wetterchen!" hob er an. „Aber die Sonne winkt Ihnen, meine schönen Damen, vergebens, Ihre Füßchen in's Grüne zu setzen; Sie bleiben immer, wie Nonnen, in Ihrer Klause."

„Warten Sie! Diesen Verweis sollen Sie uns nicht umsonst gegeben haben!" sagte die Bergräthin, und lud ihn zur Lustreise nach Kunkelwitz ein.

Das war ihm ein Donnerschlag, weil er wußte,

daß sie sich, ungeachtet sie reich war, gern frei halten ließ. Doch nahm er sich zusammen, und heuchelte Freude, indeß er zugleich ängstlich darauf dachte, mit einem blauen Auge davon zu kommen. Er wollte sich wenigstens von den Kosten der Wagenmiethe und des Mittagsmahles befreien, und sagte: „Nun kann ich Ihnen doch einmal zeigen, meine Verehrtesten, daß ich ein trefflicher Fußgänger bin, ob mir gleich bisweilen in den Bart geworfen wird, daß ich keine Storchbeine besitze. — Wir machen uns nach dem Mittagsessen, das Sie etwas früher als gewöhnlich einzunehmen belieben werden, auf den Weg, legen die zwei kurzen Meilchen spielend in drei Stunden zurück, sehen die Possen dort an, und wandeln in der lieblichen Kühle der Nacht wieder nach Hause.“

„Sie sind wohl nicht klug?“ — fuhr die Bergräthin auf, indem Louise aus dem Zimmer ging, um bei der unangenehmen Verhandlung nicht gegenwärtig zu seyn. — „Wir sind keine Botenfrauen, Herr Kommerzienrath! Bestellen Sie also, wenn Sie unser Reisemarschall seyn wollen, einen bequemen Wagen, bepacken Sie ihn — doch natürlicher Weise alles auf gemeinschaftliche Rechnung — mit Wein und Torte, und kommen Sie damit früh um sieben Uhr vor unsere

Thür. Lassen Sie es ja an nichts fehlen! Es wird für Sie ein entscheidender Tag werden. Verstehen Sie mich?" —

Gezwungen lächelnd versprach er gehorsamste Befolgung der ihm ertheilten Befehle, und eilte fort, um sich zwischen seinen vier Wänden die Haare auszuraufen. Denn ob er gleich Louisen und ihre funfzigtausend Thaler unfehlbar zu erobern hoffte, so war ihm doch der unmäßige Abzug vom Heirathsgute, den er durch die Fahrt nach Kunkelwitz schon im voraus leiden sollte, äußerst empfindlich.

2.

Der kleine Mann schwankte beständig zwischen zwei Neigungen, die gegen einander die stärkste Abneigung hatten: er liebte hübsche Mädchen und sein Geld. Da er aber für jene kein reizender Liebhaber war, so mußte er mancher Göttin, die er anbetete, sein geliebtes Gold zum Opfer bringen, und jeden Schatten von Gunst damit erkaufen. Daraus entstand oft ein lustiger Krieg zwischen seinen unverträglichen Leidenschaften. Die Liebe behielt — besonders in seinen jüngern Jahren — meistens die Oberhand, und der Geiz mußte, wie ein

besiegter Fürst, von seinem Besitzthum etwas abtreten; doch war er immer noch so mächtig, daß er sich nur ein Weniges abzwacken ließ. Herr Huzel kam daher stets nur mit bettelhaften Geschenken bei seinen Liebchen angestochen, und trug mehr Schimpf und Schande, als freundliche Gesichter und Küsse, davon.

Es hatte sogar, nach schon entschiedenem Zwist der streitenden Mächte, noch eine bedeutende Person in die Sache zu reden; und diese Person war vormals ein Gott, der jetzt, nachdem man ihn als solchen abgedankt und zur Ruhe gesetzt hatte, das Amt eines Schatzmeisters versah. Doch der nähern Bekanntschaft mit ihm muß die Beschreibung des Orts, wo er herrschte, voran gehen.

Huzelmännchen verwahrte seinen Mammon in einem festen Gewölbe, an welchem über der Thür ein Todtenkopf in Stein gehauen und die Inschrift eingegraben war: „Wer sein Leben liebt, der hüte sich hier vor Selbstschüssen!“ — Innerhalb stand ein ungeheurer eiserner Kasten, mit sieben Schlössern behangen, und auf allen Seiten umpflanzt mit Feuergewehren, die in wagerechter Stellung Jedem, der sich nahen wollte, ihren furchtbaren Mund zeigten. Der Hahn war gespannt und die Zunge des Abdrucks umknüpft mit Drath,

der sich theils in Schlangenwindungen auf dem Fußboden herumzog, theils in darein gebohrte Löcher, wie Blitzableiter, hinab lief. Doch alles war Wind und blauer Dunst. Die Gewehre waren nicht geladen, und bewachten nur eine Kiste voll Steine: denn das listige Männlein hatte die täuschende Truhe bloß darum hingestellt, damit sich die etwa einbrechenden Diebe fruchtlos daran abarbeiten, und den eigentlichen Versteck des Schatzes nicht bemerken sollten.

Dieser befand sich in dem hohlen Rumpfe eines ehernen Püsterichs, den die alten Deutschen als Feuergott angebetet hatten. Der Himmel weiß, wie er dem zwerghaften Nachkömmling jener gewaltigen Recken in die Hände gefallen war. Er stand, mit alten Kleidern und Lumpen beworfen, im dunkelsten Winkel des Gewölbes, wie ein unnützes Hausgeräth, womit man nichts anzufangen weiß. Seine Vogelscheuchen-Tracht, die ihm nur zufällig aufgepackt schien, verdeckte den geheimen Weg, auf welchem die goldenen Füchse, die er in der Höhle seines Leibes beherbergte, aus und ein gingen.

Wollte nun Herr Huzel einmal ein feines Liebchen beschenken, und brauchte dazu mehr Geld, als er sich zu seinem täglichen Unterhalte nothdürftig ausgesetzt

hatte, so bat er seinen Schatzmeister um ein Darlehen. „Lieber Püsterich,“ sprach er, „leihe mir so und so viel! Ich will es ehrlich wieder bezahlen.“ — Püsterich antwortete nicht; doch der Kleine wußte sich Bescheid zu verschaffen. Er nahm zwei Blättchen Papier von gleicher Größe, beschrieb das eine mit Ja, das andere mit Nein, rollte sie, wie Lotterielose, zusammen, warf sie beide zugleich dem Schatzmeister an den Kopf, und öffnete das, welches im Abprallen bei ihm, dem Borger, zunächst niederfiel. Fand er das unerwünschte Nein, so zog er mit dieser abschlägigen Antwort still ab, wiederholte jene Anfrage den folgenden Tag, und fuhr bisweilen Wochen lang damit fort, bis ihm das Jablättchen zusprang. Getrost nahm er dann so viel, als er sich erbeten hatte, legte dafür in den ehernen Bauch einen Wechsel, worin eine kurze Zahlfrist bestimmt war, und darbte nach und nach seinem Munde die Schuld ab, um sie zu gehöriger Zeit mit landüblichen Zinsen zu tilgen. War ihm aber dieß am Zahltage nicht möglich, so gab er sich Wechselarrest, und setzte keinen Fuß aus dem Hause, bis er seinen Gläubiger befriediget hatte.

3.

Kaum war er jetzt einmal schuldenfrei, und fühlte sich ganz leicht, als ihn die verwünschte Fahrt nach Kunkelwitz wieder zwang, einen großen Bären anzubinden. Er berechnete vorläufig, was ihm der lange Schmaustag ungefähr kosten könnte, und brachte mit Schrecken zehn Reichsthaler und etliche Groschen heraus. Wer stand ihm noch überdieß dafür, daß er damit reichte? Es war sehr zu besorgen, daß der Gastwirth — gleich einer hungrigen Spinne, der selten Fliegen in's Netz fallen — die gute Gelegenheit, sich einmal recht voll zu saugen, nicht verpassen würde. Der arme Huzel mußte sich daher ein Herz fassen, den reichen Püsterich um zwanzig Thaler anzusprechen.

Er that es mit Bangigkeit, weil er noch niemals eine so bedeutende Summe zu fodern gewagt hatte; als er aber dem stummen Götzen die gewöhnlichen Loosszettel in's Angesicht warf, erhielt er sogleich das Jawort. Bescheiden nahm er die leichtesten Goldstücke, die er als vollwichtig anzubringen hoffte, und stellte dafür einen Wechsel auf vier Wochen aus.

„Es ist himmelschreiend!" rief er, und rannte wild in der Stube auf und ab: „Die dicke, träge Berg=

räthin, die nicht zu Fuß gehen will, legt es offenbar darauf an, daß ich — ich armer Teufel allein — den Wagen bezahlen, und ihn noch obendrein, wie einen Küchenwagen, vollpacken soll. Aber ich will's wenigstens so einrichten, daß nur der vierte Theil des Fuhrlohns auf mich fällt, wie es der Gerechtigkeit und christlichen Ordnung gemäß ist."

Er hatte einen Vetter, der erst vor einigen Monaten von der Universität gekommen, und so glücklich gewesen war, sogleich einen guten Posten zu erhalten. Diesen jungen Mann ließ er zu sich rufen; und nachdem er ihn in einem liebreichen, väterlichen Tone getadelt hatte, daß er zu viel am Schreibtische hocke und seine Gesundtheit damit untergrabe, rückte er mit der gütigen Aufforderung heraus, ihm bei der Fahrt nach Kunkelwitz Gesellschaft zu leisten, um sich einmal eine heilsame Bewegung zu machen.

„Mit Vergnügen, lieber Onkel!" sagte Ferdinand, der sich Rechnung darauf machte, freies Fortkommen zu haben, und in Kunkelwitz als Gast behandelt zu werden. Er ward jedoch bald eines andern belehrt. „Ich fahre mit zwei Damen," sprach der Oheim; „der Wagen hat aber bequemen Raum für sechs Personen. Wird also, damit sich das Fuhrlohn in vier Theilchen

spalte, noch zwei von deinen Freunden zu Beisitzern an. Es müssen aber gute Häuser seyn, die zahlen können; nur nicht so groß und breit wie Häuser: denn ihr drei jungen Fäntchen müßt auf dem Rücksitze hausen."

Ferdinand ärgerte sich über die geizigen Anstalten, ohne sich's merken zu lassen. Er versprach mit scheinbar guter Laune, zwei recht dünne Pennale (deutsch: Federköcher oder Federbüchsen) mitzubringen.

„Erwarte mich mit ihnen früh um sieben Uhr vor dem Thore!" fuhr der Kommerzienrath fort. „Unser Zusammentreffen auf der Landstraße soll aus gewissen Ursachen wie ein Zufall aussehen. Spring' also, wenn wir angerollt kommen, an den Wagen, und bitte, wie ein blinder Passagier, um Aufnahme. Ich werde Anfangs keine Ohren dazu haben, werde mich bärbeißig stellen; aber weich' und wanke du nicht, bis die Frauenzimmer, wie ich hoffe, ein gutes Wort für dich einlegen, und ich mich endlich erbitten lasse. — Uebrigens bezahlt jeder von uns in Kunkelwitz seine Zeche für sich. Es würde dich beleidigen, wenn ich dir, der sein gutes Ein= und Auskommen hat, eine freie Mahlzeit im Gasthofe anbieten wollte. Das erlaubt man

sich nur bei armen Schluckern. Meine Damen schämen sich freilich solcher Dinge nicht. Ich werde fürchterlich blechen müssen.

4.

Rastlos durchlief er nun die Stadt, um so wohlfeil als möglich alles zu bestellen und einzukaufen, was die begehrliche Bergräthin verlangte. Er mußte sich mit zehn ungeschlachten Lohnkutschern herum zanken, ehe er den wackern Mann traf, der sich um ganze acht Groschen billiger, als jene Philister, finden ließ. Noch mehr Sorgen und Noth machte dem geplagten Manne die Torte. Er entwarf einen Riß, wie breit und hoch, oder vielmehr wie schmal und niedrig, sie seyn sollte, kaufte dann von einem Soldaten ein Commißbrot, und trug es Abends unter dem Mantel zu einem Zuckerbäcker, mit höflichem Ersuchen, den schwarzen Ballen zu einer Brottorte zu verarbeiten, aber nur wenig, sehr wenig Gewürz beizumischen, damit es der Gesundheit nicht schade. Der Conditor lachte darüber in seinem Laden so entsetzlich, daß ein Bienenschwarm von Naschgästen aus der Nebenstube heraus wimmelte, und ihn fragte, was es gebe. „Ein Commißbrot, das

ich in eine Torte verwandeln soll," sprach er, und wies es vor; aber Huzel riß es ihm aus der Hand, und entfloh dem unbändigen Gelächter, das noch lange hinter ihm her schallte.

Dadurch gewitziget, ging er in keinen Laden mehr hinein, sondern rief die Zuckerkünstler heraus, und verhandelte mit ihnen außen an der Thüre. So ward er doch nur unter vier Augen ausgelacht; und als ihm das noch fünf oder sechs Mal begegnet war, kam er zu einem verarmten, demüthigen Hiob, der das Brot mit Freuden in Empfang nahm, weil er eben keins im Hause hatte, und Frau und Kinder essen wollten. Doch war er so ehrlich, daß er das fremde Gut, woran er sich in der Noth vergriff, den folgenden Tag wieder ersetzte, und eine recht leidliche Torte für ein Spottgeld buk.

Mit Wein hatte sich der Reisemarschall schon früher versehen. Er wußte, wo Barthel Most holt. Es war ihm nämlich bekannt, daß einer seiner vornehmen Schuldner ächten alten Malaga, der Bergräthin Lieblingswein, im Keller hatte. Was that der Schlaukopf? Er schrieb an ihn: „ich bin krank, und bitte zur Stärkung um gefälligen Vorschuß einer Flasche Malaga, der bei den Weinschenken nicht unverfälscht zu haben

ist." — Der Prahlgern schickt wenigstens ein halbes Dutzend, waren seine Gedanken. Aber strenge hielt sich Jener an die Worte des Bettelbriefes, und sandte nur Eine. Aergerlich rief der Guckguck seinen eigenen Namen aus: er nannte den Weinsparer einen Geizhals. — Das Flaschenfutter, das zum Volksfeste mitgenommen werden sollte, hatte vier Fächer, und er wollte sie durchaus ohne Kosten voll haben. Es gelang auch dem erfinderischen Kopfe durch einen neuen Pfiff, der in Kunkelwitz an den Tag kommen wird.

5.

Die Bergräthin und Louise, die sich aus bloßer Gefälligkeit gegen die Mutter zur Mitfahrt entschlossen hatte, standen am Tage nach Johannis schon reisefertig, als Herr Huzel am Hause vorfuhr, und wie eine Heuschrecke aus dem Wagen hüpfte, um die Frauenzimmer herab zu geleiten. „Sie haben doch Wein und Torte besorgt?" fragte die Mutter beim Einsteigen. „Dieß Kästlein wird für mich antworten," sprach er geziert, und zeigte auf den Rücksitz. Sie hob das Polster auf, sah in's Magazin hinein, und sagte: „Je nun, wir werden zur Noth damit auskommen."

Indessen wanderte schon Ferdinand mit zwei schlanken Kompanen auf der Landstraße voraus, und hielt, wie es verabredet war, des Oheims Wagen an. „Ei, was!“ rief scheinzornig das Herrlein: „Du schwänzest — wie ich sehr mißfällig wahrnehme — die Kanzelei, um dich zu belustigen, und willst dich noch obendrein mit deinen Gefährten hier einnisten. — Das muß ich verbitten, mein Söhnchen! Geh an deine Geschäfte, die dir gut genug bezahlt werden. Willst du aber durchaus Maulaffen zu Markte tragen, so bediene dich deiner Beine, wie die Apostel!“ —

Ferdinand, außer sich vor Erstaunen, ein Mädchen von seltener Schönheit im Wagen zu finden, hörte wenig oder nichts von dem Gesumse der Brummfliege. Er wandte kein Auge von Louisen, und vergaß darüber ganz, seine Rolle weiter zu spielen. „Nun, was stehst du da, wie ein Träumer?“ schnurrte der Oheim ihn an. „Pack' dich deines Weges, und halt' uns nicht auf!“ Jetzt besann sich der junge Mann, daß er mit Bitten fortfahren mußte, und er that es aus der Fülle des Herzens. „Närrischer Kauz!“ entgegnete launig das Herrlein: „wie kann ich dir gewähren, wenn ich auch wollte? Ich bin ja, wie du siehest, nicht Alleinherrscher im Wagen.“ —

„O, was uns betrifft," fiel die Bergräthin ein, „wir theilen gern unser Reich mit Ihnen und Ihren Freunden, mein Herr! Ich nehme das Kommerzienräthlein allenfalls auf den Schoß."

Dieser Scherz verschnupfte ihn, und er sagte hohnlächelnd: „Es wäre in der That der Mühe werth, dieser Gnade wegen wieder ein Kind zu werden; ich bin aber nun einmal ein Mann, und mache gerechten Anspruch auf ein Plätzchen in Ihrer Mitte, meine Damen, wenn Sie meinem Vetter mit seinem Gefolge den Zutritt im Wagen gestatten."

Die enge Nachbarschaft des Gnomen — wie man ihn füglich nennen kann, weil die Erdgeisterchen dieses Namens sehr klein sind, und Schätze bewachen — ward von der Bergräthin zugestanden. Louise hätte sie gern abgelehnt; doch Ferdinand gefiel ihr; sie hoffte, seine Gesellschaft würde ihr den widerwärtigen Tag, den sie vor sich sah, erträglicher machen; darum sagte sie kein Wort, als sich der Gnom zwischen sie und ihrer Mutter einzwängte.

Der Kasten des Wagens, durch der Bergräthin bedeutendes Gewicht aus dem Gleichgewichte gebracht, hing so stark zurück, daß Huzel auf seinem neuen Platze ganz in den Hintergrund versank, und die Kleider sei-

ner Nachbarinnen über ihm zusammenflossen, wie sich, nach einem Steinwurf in's Wasser, die getrennten Wellen sogleich wieder vereinigen. Man sah von dem Männlein fast nichts als die Füße, die gar nicht daran denken konnten, den Wagenboden, wohin sie gehörten, zu berühren. Sie ragten kaum eine Hand breit über das Polster hervor, und man hatte vom Rücksitz die nächste Aussicht auf ihre Schuhsohlen. Ferdinand vermied aber den geraden Anblick derselben, indem er den schönsten Eckplatz — Louisen gegen über — in Besitz nahm. Da fanden seine Augen den ganzen Weg entlang so angenehme Beschäftigung, daß sie für den Oheim, der gleichsam Verstecken spielte, keinen Blick erübrigen konnten.

6.

Der goldene Spinnrocken ist, wie bekannt, der vornehmste Gasthof in Kunkelwitz. Unsere Gesellschaft kehrte folglich da ein.

An der Thüre stand ein Heer von Bettlern, die wegen des Jahrmarkts und Volksfestes aus der Gegend umher eingerückt waren. Ein ehemaliger Bedienter, dessen zerfetzten Rock noch der Rest eines Achselbandes schmückte, riß dienstfertig die Wagenthür auf. Ferdi=

nand hob die Frauenzimmer und den Oheim heraus. Dieser zeigte sich sogleich als Hauptperson; er gab dem Kutscher allerhand Befehle, ließ die Torte und die versiegelten Flaschen in's Haus tragen, focht dabei viel mit den Händen, und seine zahlreichen Ringe fielen, von der Sonne bestrahlt, prächtig in die Augen. Der ganze Bettelorden stürzte deßhalb auf ihn zu, umzingelte ihn, und begehrte Gaben aus seiner blitzender Hand. Da warf er sich in die Brust, als wär' er regierender Bürgermeister von Kunkelwitz, und wetterte los: „Arbeitet, ihr Faulenzer, so habt ihr Brod! Was steht ihr hier am goldenen Spinnrocken? In's Spinnhaus gehört ihr!"

Indessen öffnete Louise die Armenkasse ihres Strickbeutels, um Almosen auszuspenden. Der Rath ließ es nicht zu, griff in seine Westentasche, vertheilte rechts und links Geld, und führte die Frauenzimmer in den Gasthof. Aber das undankbare Gesindel schimpfte hinter ihm her: „Seht den Großprahler! Er trägt ein Rittergut auf der Hand, und theilt Kupferheller damit aus. Pfui über den schäbigen Geizhals!" Er hustete gewaltig, um diese Lobrede den Damen unverständlich zu machen, und sie stellten sich aus Höflichkeit taub.

Als die Staubmäntel im Gasthofe abgelegt waren, sah sich die Bergräthin nach einem Frühstück um. Das merkte der Gnom, und sagte schnell: „Die Gegend um Kunkelwitz bedünkt mich sehr schön. Wie wär' es, wenn wir bis zur Tischzeit ein Spaziergängelchen machten?" — „O ja!" antwortete die Bergräthin: „doch vorher wollen wir Chokolade trinken." — „Ei, ei!" sprach er: „ein so erhitzendes Getränk im Sommer? und ein so nährendes kurz vor dem Essen? — Wir werden uns wenigstens die Mahlzeit verderben." — „Ich gewiß nicht," versetzte sie, und rief ohne weitere Umstände einem Aufwärter zu: „Chokolade!"

Huzel trat an's Fenster, blickte gen Himmel, knirrschte mit den Zähnen, und ballte die Hände in den Taschen. Als er sich wieder umkehrte, stand eine große, dickbäuchige Kanne mit sechs Tassen auf dem Tische. Die Bergräthin füllte sie alle, und bewirthete die drei Rücksassen des Wagens zuerst. Der Gnom griesgramte darüber von neuem. Da jedoch der unberechnete Riß in seinen Geldbeutel einmal geschehen war, trank er gierig mit, ohne sich vor Erhitzung und Sättigung zu fürchten.

Das theure Frühstück war bald verzehrt. Aengstlich betrieb er nun den Aufbruch ins Feld, um nicht etwa

noch ein Gabel=Frühstück bezahlen zu müssen. Zuvor aber stiftete er, mit zweideutigem Versprechen eines Trinkgeldes, den Hausknecht an, einen Ausfall auf die Belagerer des Gasthofes zu thun, und sie mit der Hetzpeitsche in die Flucht zu schlagen. Der Knecht vollzog den hohen Befehl und machte reinen Weg; doch das Kehrlohn hat er, wie man behauptet, noch heute zu fordern.

7.

Ferdinand, von Liebe ganz umnebelt, sah durchaus nicht, daß ihm der Oheim, als er mit den Frauenzimmern ausging winkte und winkte, zurück zu bleiben. Er schloß sich frisch an die Lustwandler an, und bot Louisen den Arm, da Jener sich Ehren halber nicht entbrechen konnte, diesen Ritterdienst der Mutter zu leisten. Sie verschmähte jedoch, beiläufig gesagt, das kurze Aermchen, weil es ihr zu beschwerlich war, wegen dieser Kleinigkeit so tief hinunter zu langen. Dennoch mußte das Ehrenritterlein neben ihr her trippeln, und sie stützte sich bisweilen auf seine Schultern, wie auf einen Stock.

Diese Vertraulichkeit war ein schlechter Ersatz für

die Entbehrung des Glücks, mit Louisen zu wandeln. Ferdinand genoß es mit süßem Behagen. Die jungen Leute hatten einen guten Vorsprung vor dem ältern Paare gewonnen, und sprachen, scherzten und lachten so vertraut, als kennten sie sich schon Jahre lang. Der Liebesgott hatte mit Geschwindschüssen ihre Herzen für einander erobert.

„Sehn Sie nur, sehn Sie, was dort vorgeht!" sagte der Rath zu seiner Gefährtin. „Sie setzten mir wahrlich eine Schlange in den Busen, als Sie mich zur Mitnahme des Gecken bewogen. Fräulein Louise schenkte mir seitdem keinen freundlichen Blick; sie hat nur Augen für ihn. O, wie falsch prophezeiten Sie mir: der heutige Tag würde für mich ein entscheidender Tag werden! — Ja wohl, ja wohl entscheidend! Aber wie?" —

„Was Sie für ein Neidhart sind!" versetzte die Bergräthin. „Gönnen Sie doch Ihrem Vetter die flüchtige Tändelei! Morgen ist alles vergessen. Sie haben bei Louisen einen guten Stein im Brete. Bauen Sie auf mein Wort!"

Dieser Trost griff seiner sinkenden Hoffnung wieder unter die Arme. Doch drang er auf schleunige Umkehr in den Gasthof, um dem leichtfertigen Vogel, der

sich unter freiem Himmel zu lustig machte, im Käfich der Stube die Flügel zu beschneiden. Er setzte dort auch sogleich die Scheere an, und schliff und schärfte sie mit einer Lüge. „Die Bergräthin,“ sprach er, „ist höchst aufgebracht über dein dreistes, hasenfüßiges Betragen gegen ihre Tochter. Sie verlangte mit Heftigkeit, ich sollte dich aus unserer Gesellschaft verweisen. Von diesem Banne hab' ich dich zwar losgebeten; aber führe dich bescheidener auf, und pflanze dich bei Tische nicht etwa neben das Mädchen. Wähle dir vielmehr, um die zornige Frau wieder zu besänftigen, den fernsten Platz, den du finden kannst, und iß und trink dort mit deinen Freunden, was Ihr bezahlen könnt; das geht mich nichts an.“

Ferdinand, der schon Louisen versprochen hatte, ihr Tischnachbar zu seyn, erschrack über diese Gesetzpredigt. Er wollte, ohne den abgekarteten Handel zu gestehen, einen Versuch machen, den Onkel zur Duldung in seiner Nähe zu bewegen; aber kaum begann er seine Bitte, so ward sie niedergedonnert, und ihm, wenn er nicht Gehorsam leiste, mit Enterbung gedroht.

8.

Er kehrte dem Herrscherling, dem gebieterischen Zaunkönig — welches Vöglein man wirklich in einigen Gegenden das Tyrannchen nennt — schweigend den Rücken, lief hinab in die Schenkstube, und schrieb in diesem gewühlvollen Noahs-Kasten mit Bleistift folgendes Briefchen an Louisen:

„Mein wunderlicher Oheim, dem ich aus Gut„müthigkeit nicht trotzen mag, befiehlt mir, mich bei „Tische so weit als möglich von ihm — folglich „auch von Ihnen — zu entfernen. Welche traurige „Mahlzeit steht mir bevor!" Wie vergnügt wollt' „ich Wasser und Brot an Ihrer Seite genießen! „Mir gebührt Gefängnißkost; denn ewig bin ich „Ihr Gefangener."

Dieses Blättchen schob er Louisen heimlich in die Hand. Verstohlen hatte sie kaum die bitter-süßen Worte gelesen, als die zahlreiche und sehr gemischte Gesellschaft anfing, sich am Tische zu lagern. Der Zaunkönig schlug zwischen Mutter und Tochter seinen Thron auf. Der Bergräthin Nachbarschaft an der andern Seite war ihm gleichgültig; Louisen hingegen wollte er wie einen Schatz einmauern, und winkte deß-

halb einer ehrbaren Matrone, sich zur Mauer zu machen. Doch indem sich das Mütterlein anbauen wollte, rief ein junger Officier: „Nein, Mamachen, das geht nicht! Es muß bunte Reihe werden.“ — Und so bald er mit lauter Stimme dieses Gesetz ausgesprochen hatte, wollte er auch schon die erste und süßeste Frucht davon genießen, und sich neben Louisen niederlassen. Bestürzt sprang der Kommerzienrath auf, und stammelte: „Verzeihn Sie, das ist meines Vetters Platz. — Wo steckt denn der Fasler? — Ei, zum Guckguck, pack dich doch her!“ — So mußte das Tyrannchen, um nicht aus dem Regen in die Traufe zu kommen, den Verbannten aus seinem Sibirien zurück rufen.

Die wieder vereinten Liebenden wechselten behutsam mehr Blicke, als Worte. Der eifersüchtige Lauscher war mit ihrer Sittsamkeit zufrieden, ward nach und nach lustig, und entsiegelte nach der Suppe zwei Flaschen. Louise trank, wie er wußte, keinen Wein, aber die Mutter desto mehr: er widmete ihr deßhalb, so sehr er auch selbst darnach lechzte, den erschlichenen Malaga ganz, und wünschte nur im Stillen, daß sie daran genug habe.

Er selbst konnte weder ein leeres noch ein volles Glas vor sich stehen sehen. Innerhalb einer Stunde

war er mit zwei Flaschen fertig, und becherte schon aus der dritten. Männiglich erstaunte über den Zecher. Es war auch sein Vorsatz, Aufsehen zu machen. Er wußte, daß er, als ein Filz und Hungerleider, verschrien war; darum wollte er sich einmal als Verschwender und Schwelger zeigen.

Indem er dieses Triumphs genoß, ging der Gastwirth gegen das Ende der Mahlzeit von Stuhl zu Stuhl, ließ sich Speise und Trank bezahlen, und erhob auch von denjenigen Gästen, welche selbst Wein mitgebracht hatten, einen in seinem Hause gewöhnlichen Einfuhrzoll von zwei Groschen für die Flasche. Unser Stürzebecher, dem diese Abgabe fremd war, erschrack darüber, und setzte geschwind die zwei leeren Flaschen unter den Tisch, um die harte Geldbuße seiner Völlerei um die Hälfte zu mäßigen. Als aber der wandelnde Einnehmer zu ihm kam, und für die zwei Flaschen, die noch auf dem Tische standen, den Weinzoll erhalten hatte, hob er säuberlich das Tafeltuch auf, und sagte mit schalkischer Freundlichkeit: „Auch für diese beiden entseelten Körper bitt' ich um meine Gebühren.“

Der ertappte Knicker ward roth, und biß vor Aerger die Lippen zusammen. Er kämpfte schweigend ein paar Augenblicke mit sich selbst, was er thun sollte. End=

lich klaubte er die angefochtenen vier Groschen langsam und einzeln aus dem Geldbeutel heraus, wandte sie zehn Mal um, und als er so von ihnen Abschied genommen hatte, schien er fest entschlossen, sie auszuliefern; doch plötzlich zog er die erhobene Hand wieder zurück, und sagte: „Nein, ich wär' ein Narr, wenn ich mein Geld so wegwürfe! Ich gebe nichts weiter, und fodere sogar von der schon bezahlten Trank steuer zwei Groschen zurück: denn nur die Frau Bergräthin trank Wein, ich aber Wasser, nichts als Wasser, gefärbtes Wasser." —

Der Gastwirth erklärte diese sonderbare Ausflucht für einen Scherz. „Ueberzeugen Sie sich von der Wahrheit!" rief der Rath, und reichte ihm ein gefülltes Glas. Der Zweifler trank, sprudelte aber das eingeschluckte Naß geschwind wieder aus, und betheuerte laut: „So wahr ich lebe! 's ist Gänsewein!"

Huzel hätte nun gern der Gesellschaft irgend einen leidlichen Grund seines prahlhaften Wasserzechens aufgeheftet; doch ihr anhaltendes Gelächter ließ ihn nicht zum Worte kommen. Er tröstete sich mit den vom Wirthe zurückerhaltenen zwei Groschen, und lachte mit.

9.

„Sie müssen sich den Magen verteufelt erkältet haben!“ rief ein dicker Oberforstmeister über den Tisch herüber. „Kommen Sie her, und trinken Sie mit mir eine Flasche Burgunder! Ich habe mehr, als ich bedarf.“

Ein Anderer hätte, um einiger Maßen seine Ehre zu retten, geantwortet: er trinke keinen Wein; aber der kleine Wassermann, der ihn sehr liebte, wenn er ihn umsonst haben konnte, nahm die Einladung nicht nur mit Freuden an, sondern trank sich sogar einen Rausch.

Da fiel er auf den tollen Gedanken, die goldene Uhr zu erbeuten, die Graf Tassilo dem bestimmt hatte, der beim Volksfeste die Spitze der Kletterstange erklimmen würde. Es ward bei Tische davon gesprochen; man schätzte den Werth der Uhr auf achtzig Thaler. Huzel, der damals noch Wasser schluckte, hörte dieses Gespräch gleichgültig an, und hatte dabei keinen andern Gedanken, als daß er den Grafen in seinem Herzen für einen Verschwender erklärte: jetzt aber, da er voll süßen Weines war, faßte er in ganzem Ernste den abenteuerlichen Entschluß, den goldenen Preis zu errin=

gen, und sich damit für die Kosten des Tages reichlich zu entschädigen.

Dazu waren Vorbereitungen nöthig. Um sie zu machen, schlich er, als des Oberforstmeisters Weinflaschen leer waren, heimlich fort auf den Markt, kaufte sich eiserne Stiftchen, ging an einen einsamen Ort, und hämmerte sie mit einem Schlüssel so künstlich in den Rand seiner dicken Schuhsohlen, daß sie kaum sichtbar waren. Doch standen sie noch weit genug hervor, sich damit an der glatten Stange anzuhäckeln, wie der Specht, den man Baumhacker nennt, mit seinen scharfen Klauen an den Bäumen hinauf und herunter läuft.

Unser Grünspecht — er trug eben ein grasgrünes, mit Gold besetztes Kleid — war aber damit nicht zufrieden: er wollte auch seine Hände mit Steigeisen waffnen. Nachdenkend, wie das zu machen sey, ging er den Markt auf und nieder. Da fielen ihm Hundehalsbänder, mit kurzen Stacheln, in die Augen. Scharfsinnig sah er ihre Brauchbarkeit zu seiner Absicht sofort ein, erhandelte zwei Stück, und schnallte sie sich um die Arme, zunächst an der Handwurzel, wo sie von den langen Aufschlägen des Rockes völlig bedeckt wurden.

So gerüstet, ging er in den Gasthof zurück. Die Bergräthin fragte, wo er gewesen sey. Er antwortete

schnell: er habe sich das angenehme Geschäft gemacht, den Damen einen Jahrmarkt zu kaufen. — Dieser bestand in einigen Pfeffernüßchen, womit er zwar ausgelacht wurde, aber seinen Vorwand doch gut genug beschönigte; denn man konnte seiner Kargheit wohl zutrauen, daß sie ein solches Geschenk der Mühe werth geachtet habe, deßhalb über die Straße zu gehen.

Ein hoher Wohlthäter, der ihm jetzt, nach dem Beispiele des Oberforstmeisters, ein paar Gläser Wein spendete, setzte seiner Steigelust neue Flügel an. Nun war der muthige Geist nicht mehr zu bändigen. Er fürchtete, den Wettkampf um die goldene Uhr zu versäumen, und zog die Frauenzimmer mit Gewalt hin zum Schauplatze. Unter Weges rühmte er sich: er sey in seiner Jugend ein rechter Held im Klettern gewesen, und würde sich allenfalls auch jetzt noch in dieser Kunst als Meister zeigen können. — Das sollte eine geschickte Einleitung seines Vorhabens seyn; doch die Frauenzimmer hielten es für ein windiges Geschwätz, und hörten nur mit halben Ohren darauf.

Wie ein Sternforscher nach den Gestirnen, sah er nach dem hohen Mastbaume, den seidene Tücher umflatterten, schon in der Ferne starr empor, und purzelte mehrmals, weil er auf den Weg nicht Acht gab. Doch

immer hitziger drang er durch die Volksmenge vorwärts. Und als er nun vollends den ganzen Stamm, und am Fuße desselben einen Schwarm großer Jungen, die ihr Heil daran versuchen wollten, erblickte, da ließ er plötzlich seine Gesellschaft im Stiche, und stürzte sich mit dem Geschrei: „Weg da! weg da!“ in die Mitte der Buben. Erstaunt, einen so vornehmen Mitkämpfer anrennen zu sehen, wichen sie um so williger zurück, da sie ihn für einen Spaßvogel hielten, und im schlimmsten Falle nicht befürchteten, daß der alte Knabe in ihren olympischen Spielen den Sieg davon tragen würde.

Allein er umklammerte rasch mit Händen und Füßen den Stamm, und arbeitete sich ein paar Ellen hinan. „Schaut, da steigt Zachäus auf den Maulbeerbaum!“ rief ein Witzbold, und das umherstehende Volk bejauchzte den Einfall. Der Baumreiter ließ sich nicht stören; seine Sporen thaten ihm herrliche Dienste; er kam immer weiter. Da wollte den Burschen, die auch ihr Absehen auf die goldene Uhr gerichtet hatten, schier bange werden. Der Neid schärfte ihnen die Augen; sie paßten den gefährlichen Fortschritten des Nebenbuhlers auf, und bald rief einer hastig: „Was die Pestilenz! das alte Männel hat Stacheln an Hän-

den und Füßen!" Und das ganze Chor fiel ein: „Herunter von der Stange, herunter!" Aber mit Doppeleifer klomm der Steiger hinauf. Diesen Ungehorsam nahmen die jungen Herren sehr übel; einer setzte fluchend ihm nach, ergriff ihn hinten am Röcklein, und fuhr mit ihm blitzschnell herab.

Unten gerieth er häßlich in die Klemme. Die Buben, zu denen sich noch anderer schadenfroher Pöbel gesellte, schlossen um ihn einen Kreis, spotteten seiner, und hätten sich wahrscheinlich nicht bloß mit Worten an ihm vergriffen, wenn nicht zu seinem Glücke der Bürgermeister des Orts, der eben mit einigen bewaffneten Bürgern die Ordnungsrunde machte, herbei geeilt wäre. Er war der dickste Mann in Kunkelwitz; sein Ansehen gebot daher schon Ehrfurcht, und der Pöbel, der sich fast allgemein vor Tonnengestalten demüthig beugt, zog sich unverzüglich mit verlegenen Gesichtern zurück.

Se. Hochweisheit fragte, was der Auflauf bedeute. Barhaupt traten zwei Buben aus dem Volke hervor, und verklagten den Kleinen; er habe sich durch unerlaubte Mittel der goldenen Uhr bemächtigen wollen.

„Wie albern und lächerlich!" rief der Kommerzienrath, mit stolzen Geberden. „Ha! ha! ha! ein Mann

wie ich, trachtet eben nach solchen Kleinigkeiten! Ich habe goldene Uhren in Menge, und kann allenfalls ein Dutzend verschenken. Bloß eine Scherzwette, mich bis in die Mitte der Kletterstange hinauf zu haspeln, war der Grund, warum ich mich unter diese Leute mischte, und des Sprichworts vergaß: „Wer Pech angreift, besudelt sich.“

10.

Das Alles sah Huzels Gesellschaft von fern, und schämte sich seiner. „Lieber sterben, als diesen Menschen heirathen!“ sagte Louise ihrer Mutter ins Ohr, und drückte Ferdinands Arm fester an sich. Jener suchte mit dem Fernglase seine Gefährten; sie zogen sich aber tiefer unter das Volk zurück, um sich von ihm nicht finden zu lassen.

Indem er weiter nach ihnen herum spähte, kam er auf einen Platz, wo sich die unfeine Welt mit Tanzen belustigte. Er ließ die Paare, die sich eben herum schwenkten, bei sich vorüber walzen, und bemerkte darunter ein junges, stämmiges Weibsbild von Grenadier-Länge, und mit einem unmäßig vollen Busen begabt. Dergleichen liebliche Gestalten bezauberten ihn

von Jugend an. Er blieb also stehen, nickte der angenehmen Riesin zu, so oft sie bei ihm vorbei saus'te, und bewarf sie am Ende sogar mit Blumen.

Als sie nun das nächste Mal nach dieser offenbaren Liebeserklärung wieder in die Gegend kam, wo ein neuer Blumenwurf ihrer wartete, riß sie sich schnell von ihrem Tänzer los, umfaßte den neckenden Gnom, nahm ihn wie ein Kind auf den Arm, und walzte mit ihm herum. Der Hut flog ihm vom Kopfe, und der altmodische Haarzopf — durch den, bei der gewalsamen Entführung, aufwärts geschobenen Rock aus seiner Lage gebracht — stand wie ein Spieß in die Luft hinaus. Aber noch lustiger ward die Sache, als der Gnom, wie ein störriges Kind, mit den Füßen strampelte, und sie ihn durch einen derben, schnalzenden Kuß zu besänftigen suchte. Da verwandelte sich seine Liebe in den grimmigsten Zorn, und der Unhold mißhandelte die schöne Nymphe mit klatschenden Maulschellen. Sie machte sich Anfangs wenig daraus, und walzte fort; als aber die Dachteln immer gewichtiger ausfielen, und die Musikanten vor Lachen nicht mehr aufspielen konnten, da ward sie selbst böse, und warf den groben Gesellen, wie einen Frosch, in's Gras.

„Verfluchter Schandbalg!" schrie er mit schäumen-

dem Munde, und setzte noch andere Ehrentitel hinzu. Sie stürzte wieder auf ihn los, hob ihm den Rock auf, zog die Beinkleider straff an, und züchtigte ihn auf der dazu bereiteten Stelle mit unzähligen Plätzern. Er erhob ein Mordgeschrei. Keuchend kam der dicke Bürgermeister mit seiner bewaffneten Macht, und sagte sehr ernsthaft: „Ich erstaune billig, mein Herr, Sie abermals hier in der Klopfe zu finden. Haben Sie schon wieder Pech angegriffen?"

„Schlimm genug, daß es so viel Pech hier gibt!" versetzte der Gnom.

„Enthalten Sie sich, wenn ich bitten darf, solcher Anzüglichkeiten!" warnte der Vater der Stadt. „Berichten Sie mir mit kurzen und gesetzten Worten, was Ihnen widerfahren ist."

Schnell und frech trat der Balg vor Gericht, und sagte: „Er liebäugelte mit mir und neckte mich, als wär' er in mich vernarrt — ich zog ihn zum Tanz auf, und mußte ihn, weil er so klein ist, auf den Arm nehmen — da gab er mir Ohrfeigen nach dem Takte, und dafür paukt' ich ihn ein bißchen. Das ist die ganze Geschichte, und Alle, die hier stehen, sind meine Zeugen." —

„Ja, so war's, hochedler Herr Bürgermeister!" riefen viele Stimmen.

Der Richter kehrte sich hierauf zu dem geschlagenen Männlein, und sagte bedächtlich: „Bei sothaner Bewandtniß, mein Herr, kann ich kein anderes Urtheil sprechen, als Dieselben vorhin an der Kletterstange über sich selbst fällten: Wer Pech angreift, besudelt sich."

Damit zuckte er die Achseln, und ging fürbaß mit seinem Gefolge.

„In Kunkelwitz gibt's keine Gerechtigkeit! Sie ist todt! mausetodt! Läutet sie zu Grabe!" kreischte der Rath hinterher, und stieß noch mehr dergleichen Verunglimpfungen aus, die ihm leicht neue Händel zuziehen konnten, wenn nicht ein anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit der Leute von ihm abgelenkt hätte.

Es hatte sich nämlich, von dem Grafen dazu verschrieben, ein Meister der Luftschiffskunst eingefunden, um die Zuschauer mit einer Jagd zu belustigen. Ein Jäger zu Pferde und fünf oder sechs Hunde sollten ein wildes Schwein in die Wolken hinein hetzen. Diese Jagd ging jetzt los, verunglückte jedoch ganz: denn die Hetzer wurden gehetzt. Der Weidmann und seine Rüden segelten, vom Winde gejagt und umgeworfen, mit emporgestreckten Beinen voran, und das Schwein, das

sich auf den Füßen erhalten und weislich seinen Feinden den Vorsprung gelassen hatte, verfolgte die Krüppel. — Darüber ward viel gelacht und gewitzelt, und niemand machte sich lustiger, als der mißvergnügte Kommerzienrath. Er klatschte in die Hände und krähte: „So ist's recht! Ein Stückchen aus der verkehrten Welt! Das paßt für Kunkelwitz! Da geht und steht auch alles auf dem Kopfe, und keine Gerechtigkeit gilt!"

„Bei meiner Seele, das Herrchen hat Recht!" rief ein liederlicher, immer betrunkener Bürger, der einige Tage vorher, wegen schuldiger Steuern, ausgepfändet worden war.

„Den Teufel mag's Recht haben, das Ding!" fuhr ein Grobschmid den Trunkenbold an. „Wie kann sich so ein fremder Naseweis unterstehen, unsere werthe Stadt und die edle Obrigkeit zu lästern? — Und noch dreimal schlechter ist's, wenn hiesige Bürger es thun. Man lasse mich dergleichen Worte nicht mehr hören; sonst schlag' ich zu!"

„Ho! ho! — Bürger gegen Bürger so sträflich? — Gleich zuschlagen, wie auf den Amboß? — Das geht nicht, Meister Peter!" — So schallte Mißbilligung von allen Seiten, und Huzel bekam Muth, mit eingestämmten Armen vor den handfesten Vulkan hinzutre-

ten und zu fragen: „Bin ich ein Ding? bin ich ein Naseweis? he?"

Meister Peter, ein sehr stolzer und deßhalb gar nicht beliebter Mann, der es nicht der Mühe werth hielt, sich gegen jemand, der kein Hufeisen schmieden konnte, zu vertheidigen, gab dem Frager keine Antwort, sondern setzte ihm seinen rußigen Daumen auf die Brust, um das naseweise Ding, nach seiner Meinung, sanft von sich zu schieben; aber diese Grobschmids-Sanftheit war von so kräftiger Art, daß Huzelmännchen, wie ein Kegel, umfiel.

„Gewalt! Gewalt!" schrie der Trunkenbold, und noch viele Andere murrten über diese Anwendung des Faustrechts. Meister Peter sah sich wild um, ging dem nächsten Tadler zu Leibe, und drohte ihm mit geballter Hand. Unerschrocken that Jener ein Gleiches. So standen sie eine Minute lang, wie ein Paar feindliche Hähne, vor einander. Peter glaubte, diesen Trotz bestrafen zu müssen, und schlug aus. Plötzlich fiel ein mächtiger Bund über ihn her. Er brüllte und wehrte sich, wie ein Löwe. Einige Freunde und Gevattern traten ihm bei, und kämpften unter seinem Panier. Es gab mit Stöcken und Fäusten eine lächerliche Bür-

gerschlacht. Aber Frauen und Kinder, die ihre werthen Angehörigen im Getümmel fechten sahen, erhoben ein Jammergeschrei.

11.

„Ruhe! Ruhe! — Im Namen des Königs gebiet' ich Ruhe!" schrie der Bürgermeister, der an der Spitze seiner Trabanten eiligst herbei stapfte. Alsbald legten sich die wilden Wellen der Schlacht. Der Bürgermeister hob die Hände ausgebreitet empor, und sagte feierlich: „Geliebte und sonst so friedliche Mitbürger! ich frage mit Betrübniß meines Herzens: wer warf einen Zankapfel unter euch?"

„Dieser grüne Frosch!" antwortete Meister Peter, indem er den Kommerzienrath beim Kragen nahm, vor Gericht zog, und den ganzen Verlauf haarklein und wahrhaft erzählte.

„Haben Sie wirklich die gerügten Schmähungen wider Stadt und Obrigkeit ausgestoßen?" fragte der Bürgermeister den Beklagten.

„Ich bin nicht verbunden, Ihnen Rede zu stehen;" antwortete Dieser, und blähte sich auf.

„Wie so?" sagte der Konsul. „Ist es Ihnen viel=

leicht nicht unter freiem Himmel gefällig, so mögen Sie es morgen in der Rathsstube thun. Ich finde mich vollkommen befugt und berechtiget, einen schmähsüchtigen Ruhestörer, der sich nun schon zum dritten Mal auf dem fahlen Pferde finden läßt, in leiblichen Gewahrsam zu nehmen."

„Das müssen Sie bleiben lassen!" versetzte der kleine Held. „Ein Bürgermeister von Kunkelwitz hat keine Gewalt über mich."

Der Konsul machte große Augen, und fragte: „Wer sind Sie denn?"

„Ich bin der Kommerzienrath Huzel."

„Kommerzienrath Huzel? — Hm! ich weiß, ohne Ruhm zu melden, den königlichen Hof- und Staatskalender ganz auswendig; aber ein Kommerzienrath Huzel ist mir noch nicht darin vorgekommen."

„Sehr natürlich! Ich bin Fürstlich-Holzhausenscher Kommerzienrath."

„O! wenn das ist," sagte der Bürgermeister, „so sind Sie in hiesigen Landen jeder Gerichtsbarkeit, wo Sie sich befinden und sich vergehen, unterworfen, und ich nehme mir ohne Bedenken die Freiheit, Sie arretiren zu lassen."

Huzel sträubte sich toll; aber es half nichts, er ward abgeführt in die Stadt.

Ferdinand und die beiden Frauenzimmer, die den theuern Mann immer in der Ferne beobachtet hatten, waren Zeugen davon. Sie hielten es, so wenig er auch Mitleid verdiente, für Pflicht, sich seiner anzunehmen. Als aber Ferdinand den Bürgermeister um Loslassung des Gefangenen ersuchte, empfing er den Bescheid: der Frevler müsse zuvörderst des folgenden Tages verhört werden; dann wolle man sehen, was sich thun lasse. — Der gute junge Mann fuhr mit Bitten und Vorstellungen fort. Endlich sagte der Bürgermeister: „Wohlan, aus Achtung gegen Sie will ich so weit nachgeben, daß ich Ihren unartigen Oheim, gegen baare Bürgschaft von Einhundert Reichsthalern, vor der Hand auf freien Fuß stelle. Melden Sie ihm auf dem Rathhause, wo er sich im bürgerlichen Gehorsam befindet, meinen Entschluß, und halten Sie das Geld bereit. Ich komme längstens in einer Stunde dahin, es in Empfang zu nehmen.“ — Mehr war von dem strengen Manne nicht zu erhalten.

Ferdinand führte nun vor allen Dingen die Frauenzimmer in den Gasthof, ging dann auf's Rathhaus, und trug die Hiobspost in den Bürger-Gehorsam. Der

Oheim verfluchte den Tag seiner Geburt. Er hatte kaum zehn Thaler bei sich. Man mußte daher einstweilen seine goldene Uhr und zwei Ringe, als Bürgen, anbieten. Damit war der Bürgermeister nicht zufrieden, und ward es nicht eher, bis alle sieben Ringe, die Huzel an diesem Tage trug, und überdieß noch ein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe, in die Wagschale der Gerechtigkeit gelegt wurden. Zuletzt mußte der Fürstlich-Holzhausensche Rath dem Rathe von Kunkelwitz mit Handschlag angeloben, die Pfänder, bei Verlust derselben, innerhalb drei Tagen einzulösen, und sich auf jedesmaliges Erfordern persönlich vor Gericht zu stellen.

12.

Ingrimmig sprach er auf dem Wege vom Rathhause in den Gasthof kein Wort, warf sich dort, ohne die Frauenzimmer anzusehen, in eine Ecke, und rief wild: „Der Kutscher soll anspannen!"

Die Bergräthin und besonders Louise fürchteten sich vor der Heimreise. Um keinen Preis wollten sie den verächtlichen Menschen wieder in ihrer Mitte dulden.

Ferdinand überredete deßhalb seine zwei Freunde, ihr Unterkommen in einem andern Wagen zu suchen.

Als sie der Kommerzienrath vermißte, fragte er nach ihnen. Ferdinand antwortete: sie hätten eine bequemere Gelegenheit gefunden. „Meinetwegen!“ sprach Jener laut, und dann leise dem Vetter in's Ohr: „Aber bezahlen müssen sie dennoch ganz. Ich halte mich an dich!“

Auf der ersten Meile gab er keinen Laut von sich. Doch auf der zweiten goß er seinen Zorn über die Bergräthin aus, und warf ihr vor: sie habe ihn durch ihren Hang zu Lustbarkeiten in ein bodenloses Unglück gestürzt. „Ich bin verrathen und verkauft!“ fuhr er fort. „Listig schmeichelte man mir, der heutige Tag würde mein Glück entscheiden; doch diese schöne rothe Lockbeere schnappte mir ein schlimmer Vogel weg, und ich gerieth in die Schlinge.“ — So schimpfte der Rohrsperling immer weiter. Es ward am Ende der Bergräthin so unerträglich, daß sie drohte, ihn mit eigener Hand aus dem Wagen zu werfen.

„Wie? was?“ fuhr er auf. „Diese Ehre soll mir in einem Wagen widerfahren, den ich aus meinem Beutel bezahle?“

„Wer verlangt das?“ versetzte sie. „Ich bezahle

den Wagen und alles, was Sie und wir heute verzehrten, wenn Sie von diesem Augenblick an Ihr verdammtes Maul halten. Erfüllen Sie diese Bedingung, so können Sie mir morgen die Rechnung schicken, und ich entrichte den Betrag auf der Stelle.“ —

Das wirkte trefflich; er muckte nicht mehr. Die Bergräthin ließ an seinem Hause vorfahren. Stumm, wie ein Fisch, stieg er aus, und ging ohne Abschied in seine Wohnung, nachdem er zuvor dem Kutscher zugerufen hatte: „Die Frau Bergräthin bezahlt den Wagen!“

Des folgenden Tages übersandte der Filz seine Rechnung. Der erbettelte Malaga war zu einem Dukaten angeschlagen und sogar die Farbe, womit der Windbeutel sein Trinkwasser in scheinbaren Wein verwandelt hatte, in Ansatz gebracht.

Hunger und Kummer und Wechselarrest waren nun lange Zeit sein Loos. Er befand sich noch in Püsterichs Schuld und Haft, als Ferdinand und Louise ihre Hochzeit feierten. Damit er aber auch ein Fest habe, beschloß er, den Tag nach Johannis Jahr für Jahr als Buß-, Trauer- und Fasttag zu begehen.

VI.

Das Turnier.

Unter dem Vorwand einer Lustreise, eigentlich aber mit Heirathsgedanken, ritt ich im Sommer 1814 nach Eichenberg zum Gutsherrn Freimund, der von Jugend auf der innigste Freund meines verstorbenen Vaters gewesen war. Er nahm mich mit offenen Armen auf, und schickte sogleich nach Paulinen, seiner Tochter, um sie mir vorzustellen. Ich hatte sie zuletzt als ein zwölfjähriges Mädchen gesehen, und das kleine niedliche Bild immer im Kopfe herum getragen; doch wie ward ich überrascht, als eine hohe, schlanke Gestalt, in voller Blüthe der Schönheit, herein trat, und mich, wie einen Fremdling, begrüßte. Das Blut stieg mir ins Gesicht; ich war um Worte verlegen.

Glücklicher Weise ließ sich eben im Hofe ein Getrampel von Pferden vernehmen; Vater und Tochter eilten ans Fenster; ich folgte ihnen.

Ein langer, starker, seltsam gekleideter Mann, der einen Reitknecht hinter sich hatte, schwang sich vom Pferde. Er trug eine schwarzsammtene, platte, pilzförmige Mütze mit einer Feder, ein gleichfarbiges kurzes Wamms mit einer breiten Leibbinde, einen großen weißen, ausgezackten Halskragen, und Halbstiefeln mit weiten, hinten zugespitzten Schnabelstulpen, die mit goldenen Fransen verziert waren.

„Wer ist der abenteuerliche Ritter?" rief Freimund.

„Ei! kennen Sie ihn denn nicht?" sagte Pauline. „Es ist ja der Herr Amtmann Flau von Teutlingen."

„Wahrlich, er ist's!" sprach der Vater. „Aber welche Tracht! Er scheint zu einer Maskerade zu reiten, und spricht wohl nur gelegentlich bei uns ein."

Hiermit ging er ihm in den Vorsaal entgegen.

„Guten Tag, alter Freund!" rief der Amtmann. „Ich komme zu Euch als Gesandter des ehrsamen Städtchens Teutlingen: ich soll Euch auffordern, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen."

„Worin?" fragte Freimund.

„In Allem, was zur Wiederherstellung der alten

Deutschheit gehört; vor der Hand in der altdeutschen Tracht. Man ließ mir nicht Ruhe, ich mußte mit meinem Beispiele vorleuchten. Die ganze Stadt will mir nachfolgen, und ich hoffe, wir haben bald das Vergnügen, Euch eben so gekleidet zu sehen."

„Schwerlich, lieber Amtmann!" versetzte Freimund. „Sie wissen, ich bin ein Deutscher in Wort und That; doch Neben- und Außendinge sind mir gleichgültig. Eine Volkstracht ist übrigens in mancher Rücksicht löblich und gut. Man suche sie nur nicht in der Plunderkammer der Vorwelt, sondern erfinde eine, die unserm heutigen Geschmacke nicht widersteht; sonst kommen wir doch aus dem Sclavenjoche der Nachahmung nimmer heraus."

„Ich denke, wie Ihr!" sprach der Amtmann. „Glaubt Ihr denn, daß ich mir in dem kurzen Käppchen gefalle? Ich sehe darin aus wie ein Wenzel in der deutschen Karte, das weiß ich; aber man ist nun einmal von Gottes Gnaden Amtmann im Städtel, und muß bei jeder Gelegenheit vortanzen."

Jetzt ging er auf Paulinen zu, küßte ihr die Hand, und sagte mit möglichster Mäßigung und Anmuth seiner Donnerstimme: „Mein schönes Fräulein, wie befinden Sie sich?"

„Was Fräulein! was Fräulein!“ fiel ihr Vater ein. „Meine Tochter heißt Jungfer Freimund, und so ziemt sich's, wenn es unser rechter Ernst ist, der neudeutschen Prahlsucht zu entsagen, und bescheidene Altdeutsche zu seyn. Jungfrau ist ein edles Wort; wer kann es tadeln? Hat aber eine junge Bürgerin daran nicht genug, sondern will durchaus Fräulein heißen, so ist sie ein eitles Wesen, und kein deutsches Mädchen, wie es seyn soll.“

„Predigt das ja nicht auf dem Markte in Teutlingen, werther Freund!“ sagte der Amtmann. „Ihr würdet gesteiniget werden. Ich befürchte ohnedieß nächstens einen Aufruhr, weil der edle Rath im Sinne hat, die Titel Madame und Demoiselle durch ein öffentliches Gebot abzuschaffen, und dafür Frau und Jungfrau in Gang zu bringen. Die Sache ist verrathen worden, und es entstehen schon merkliche Gährungen darüber. Unsere Frauenzimmer wollen zwar die französischen Titel mit Vergnügen aufgeben, begehren aber dafür Herrin und Fräulein zu heißen.“

Wir lachten einstimmig, und der Amtmann am stärksten. Er wette darauf, fuhr er fort, daß sogar seine alte Haushälterin, die Tochter eines Kesselflickers und Wittwe eines Sudelkochs, künftig werde Herrin ge-

nannt seyn wollen; wenigstens mache sie täglich Versuche, sich der Herrschaft über ihn zu bemächtigen: er werde sie aber bald vom Hausthrone stoßen, und eine junge, schöne Gemahlin darauf setzen, die er mit Freuden als seine Herrin anerkennen wolle. — Er blinzelte dabei Paulinen mit kleinen, verliebten Augen an, und beunruhigte mich nicht wenig damit. Doch war es mir tröstlich, daß sie ernsthaft zur Erde sah, und sich ein Geschäft machte, um sich mit Anstand entfernen zu können.

Eine Flasche Wein, die ihm jetzt aufgetragen wurde, brachte ihn auf andere Gedanken. Er erzählte mancherlei Geschichten von Teutlingen, und fragte zuletzt, ob sich nicht bisher häufig Bettler auf dem Lande gezeigt hätten.

„Ja wohl!" sprach Freimund. „Ich bemerkte darunter besonders ein Paar höchst unverschämte Gesellen, die mich vier Wochen lang täglich, einer um den andern, heimsuchten, und nicht eher wegblieben, bis ich ihnen drohte, sie einstecken zu lassen."

„Und Ihr kanntet die Herren nicht?"

„Die Herren?" —

„Nicht anders! Denn es waren der Herr Kirchenvorsteher Lämmel und der Herr Rathmann Gimpel,

die sich durch Lumpen und bepflasterte Gesichter unkenntlich gemacht hatten. Die guten Narren lasen in einem öffentlichen Blatte — wenn ich nicht irre, im allgemeinen Anzeiger der Deutschen — den Vorschlag eines Ungenannten: es sollten brave Männer, als Bettler verkleidet, Deutschland ins Kreuz und in die Quere durchziehen, und für ihre durch den deutschen Freiheitskrieg unglücklich gewordenen Landsleute — jedoch ohne Angabe dieser Absicht — Tag für Tag und von Haus zu Haus einen Pfennig sammeln, wodurch eine ungeheuere, allen Schaden ersetzende Summe gewonnen werden würde. Das schien den Herren Gimpel und Lämmel ein trefflicher Einfall. Sie machten sich also stracks auf den Weg, sind aber gestern Abend, nach vieler ausgestandenen Schmach, jämmerlich zerbläut, und mit zwei oder drei Gulden Kupfergeld in der Tasche, wieder nach Hause gekommen."

„Sie haben ihre Schläge verdient;" sagte Freimund. „Jeder Lug und Trug, wenn er auch den redlichsten Zweck hat, ist eines Deutschen unwürdig. — Ich erinnere mich, den weisen Rath gelesen zu haben. Besonders lächerlich war mir des Erfinders Zusatz: es wäre gut, wenn man zu diesem Geschäfte wirkliche Bett=

ler bekommen könnte. — Daran, dächt' ich, wäre kein Mangel."

„Nein, das weiß Gott!" rief der Amtmann. „Ich selbst kann aus meinen Amtsdörfern ein bedeutendes Heer stellen."

Die Flasche war leer; er nahm Abschied. Da bemerkte Freimund, daß er, anstatt einer Reitgerte, eine russische Knute in der Hand hatte, und fragte ihn, wie er zu dieser Kosackenpeitsche komme.

„Wißt Ihr nicht, daß es jetzt Mode ist, damit zu reiten?" versetzte der Amtmann.

„O, wir Deutschen! wir possirlichen Deutschen!" rief Freimund. „Wir sind und bleiben doch die Affen aller Ausländer."

Als der Amtmann fort war, und ich meine Schüchternheit gegen Paulinen überwunden hatte, wollte ich gern ihr Gemüth gegen ihn erforschen, und sagte scherzend: der altdeutsche Ritter scheine Lust zu haben, ihr als seiner Herrin zu huldigen. „Daran denkt er wohl nicht;" antwortete sie gleichgültig, und brach so geschwind davon ab, daß es mir nicht klar wurde, ob ich einen begünstigten Nebenbuhler hatte oder nicht.

In der Frühe des andern Tages stellte ich mich, als wollte ich mein Pferd satteln lassen, und weiter ziehen. „Nein lieber Otto!" sagte Freimund. „Sie haben Zeit, Sie müssen einige Monate bei uns bleiben. Sollte Sie auch hier auf dem Dorfe die Langeweile dann und wann anfechten, so wird Ihnen doch das Städtchen Teutlingen, das nur eine Meile entfernt ist, manche lustige Unterhaltung verschaffen. Man will dort, wie Sie vom Amtmann hörten, mit aller Gewalt der alten Deutschheit wieder auf die Beine helfen, und wenn solche Leutchen irgend etwas, das über ihren alltäglichen Gesichtskreis hinaus liegt, mit Eifer und Sturm unternehmen, so gibt es unfehlbar dabei zu lachen."

Ich ergab mich der gastfreundlichen Einladung vor der Hand auf acht Tage. Freimund führte mich nun in seinen Gebäuden und Gärten herum. Ueberall zeigte sich der denkende Haushalter, der ungezwungen das Nützliche mit dem Schönen verbunden hatte. Gegen Abend machten wir einen Spaziergang durch's Dorf. Es bestand aus lauter wohlgebauten und meistens mit heitern Farben angestrichenen Häusern, an deren Thüren und Fenstern uns frohe Menschen freundlich und traulich begrüßten. Freimund hatte alle Taschen voll kleiner Ge-

schenke für sie. In dem einen Hause gab er eine Arznei ab, im andern einen auf Verlangen gefertigten Aufsatz, im dritten Becker's Noth- und Hülfsbüchlein oder eine Kinderschrift, und so weiter. Paulinen, die mit uns ging, umringten mehr als zwanzig kleine Landmädchen, und zeigten ihr, wie fleißig sie das von ihr gelernte Stricken und Nähen fortsetzten. Sie hatte, nach dem Tode ihrer Mutter, dieses Lehramt übernommen, und betrug sich wie ein Engel gegen die Kinder. Ich vergaß, daß sie schön war, ich bewunderte nur ihre Herzensgüte, und hätte sie anbeten mögen.

Des folgenden Tages ritt ich nach Teutlingen, um diese neue Wiege der alten Deutschheit in Augenschein zu nehmen. Ich kam früh um neun Uhr ans Thor. Ein kleines, säbelbeiniges Männchen, das mit seiner Flinte ohne Schloß eine Schildwache vorstellen wollte, trat mir in den Weg und sagte: „Halt, der Herr ist ein Fremder; er muß sich sogleich vor dem Herrn Stadtrichter Ballhorn gestellen.“ Dann schrie er: „Unteroffizier 'raus!“ und es erschien ein alter Bramarbas, dessen langer schneeweißer Schnurrbart gegen seine drähterne Beutelperücke drollig abstach. Er sollte

mich zum Stadtrichter führen; da er aber, wie er mir klagte, mit dem Zipperlein behaftet war, und deßhalb Holzpantoffeln trug, so machte er mir das wunderliche Ansinnen, ihn mit auf's Pferd zu nehmen. Ich erinnerte mich zwar, daß die Ritter der Vorzeit bisweilen schöne Fräulein hinter sich aufsitzen ließen; ich hatte jedoch zu einer so nahen Nachbarschaft mit dem gichtbrüchigen Männlein keine Lust, und antwortete daher: ich wolle ihm den Sattel allein überlassen, wenn er sich auf's Reiten verstehe.

„Das denk' ich!" sprach er stolz. „Ich war schon vor funfzig Jahren Husar, und der beste Reiter im ganzen Regimente. Der alte General Ziethen, der auf dem Wilhelmsplatze in Berlin, in Stein gehauen, zu sehen ist, nannte mich nicht anders als: mein liebes Söhnchen, oder mein kleiner Teufel."

So auf den Mund geschlagen, stieg ich ab. Er führte meinen Schimmel an eine Bank, und kam glücklich hinauf. Jetzt aber stieß er ihm, um sich als ein gewaltiger Reiter zu zeigen, die Holzpantoffeln heftig in die Seite, und das beleidigte Thier ging auf der Stelle mit ihm durch. Er verlor Pantoffeln, Hut, Perücke, und überhaupt alles, was nicht knopf= und bandfest an ihm war. Endlich flog er selbst auf einen

der großen, weichen Düngerhaufen, die der wohlweise Rath auf der Straße zu dulden schien, um in solchen Fällen zu einem bequemen Ankerplatze zu dienen.

Als sich mein Schimmel so gerächt hatte, blieb er stehen. Der beschämte Prahler drohte ihm mit geballter Faust, wies dann auf ein nahes Haus und brummte: „Dort wohnt der Stadtrichter!“ Ich gab ihm ein paar Groschen Schmerzengeld. „Großen Dank!“ sprach er. „Der Herr ist höflicher als sein Gaul.“

Das mir gezeigte Haus war himmelblau, und mit silbernen Sternen besä't. Oben unter dem Dache befand sich eine Mondscheibe, und auf derselben ein altes, finsteres Gesicht, das den sogenannten Mann im Monde vorstellen sollte. Ueber der Thür hing eine Tafel mit der Inschrift. Ordnei=Amt.

Mit Ehrfurcht trat ich in diesen Himmel auf Erden, und klopfte an die mit goldenen Buchstaben bezeichnete Ordnei=Stube. Ein langer, kerzensteifer, feierlicher Mann öffnete mir. Ich erschrack; denn vor mir stand der leibhafte Mann im Monde, der sein vollkommen ähnliches Konterfei dort hatte anbringen lassen. Altdeutsch gekleidet wich er von seinem Musterbilde, dem Amtmann, bloß darin ab, daß er unförmliche, vorn abgestutzte Schuhe mit gelben Bandrosen trug.

Ich sagte ihm, daß ich, als Fremder, die Weisung erhalten habe, mich bei ihm zu melden.

Er klopfte bedächtig auf seine Tabaksdose, und fragte mit einem langsamen, gedehnten Tone: „Haben Sie eine Reise-Urkunde, oder, um mich kürzer auszudrücken, einen Bahnbrief?"

Ich sah ihn an und bekannte, daß ich ihn nicht verstehe.

„Ich meine einen Paß;" fuhr er fort. „Wir haben uns hier verbunden, durchaus reines Deutsch zu sprechen; folglich ward das Wort Paß, als ein ursprünglicher Ausländer und Sohn des lateinischen Passus, verwiesen. Daher lesen Sie auch an der Thür: Ordnei, statt Polizei, und ich heiße nicht Polizei-Inspector, sondern Ordnei-Obsichter, wie ich mich gern nennen höre, damit diese trefflichen Wörter in Umlauf gebracht werden."

Das alles lobte ich sehr, um ihn damit zu bestechen, weil ich keinen Bahnbrief aufzeigen konnte. Ich berief mich auf Freimunds Bekanntschaft. Er ließ das höflich gelten, und fing an, mir das Manuscript eines zum Druck bestimmten Handbüchleins vorzulesen, worin er, zum gemeinen Besten der Stadt Teutlingen, alle fremde Wörter, die nach und nach von Schulfüchsen und Zier-

lingen in unsere Sprache verpflanzt wurden, gedolmetscht hatte.

Diese Vorlesung ward aber, ehe wir das Ende des Werkleins erreichten, durch eine Hiobspost unterbrochen. Ein athemloser Eilbote stürzte herein: „Um Gotteswillen, Herr Stadtrichter, eilen Sie, kommen Sie! Die Weiber sind in Aufruhr; sie stürmen das Rathhaus; der regierende Herr Bürgermeister und die ganze hohe Obrigkeit steckt drin, wie eine Maus in der Falle, und begehrt sehnlich Rath und Hülfe von Ihnen." — Hiermit rannte der Bote wieder fort.

„Der Satanas ist in die Weiber gefahren!" sagte Herr Ballhorn, mit einem kreideweißen Gesichte. Er nahm (wie es in seinem Verdeutschbüchlein lautet) einen G r i f f aus seiner S c h n u p f b ü c h s e, und fuhr fort: „Ich finde mich fast bewogen, dem Himmel dafür zu danken, daß meine Gattin wegen einiger Unpäßlichkeit das Zimmer hüten muß; sonst wäre sie wohl auch von dem Strome der Empörung mit fortgerissen worden." Er erzählte mir nun, was ich schon muthmaßte, daß der Rathsschluß, die französischen Damen und Demoisellen in deutsche Frauen und Jungfrauen zu ver=

wandeln, den Aufstand errege. „Reiten Sie doch in auf's friedliche Dorf hinaus!" setzte er hinzu. „Hier ist Mord und Todtschlag zu befürchten. Wir Obrigkeit geben nicht nach; wir lassen uns eher unter den Trümmern des Rathhauses begraben."

Er machte sich jetzt mit großen Schritten auf den gefährlichen Weg, und ich ging ihm auf dem Fuße nach. Der Markt war mit zahllosen, wild durch einander schnatternden Weibern und Mädchen bedeckt. Sie umzingelten sogleich den Herrn Ordnei-Obsichter, und wollten ihm den Kopf zurecht setzen. Hundert Hände faßten und hielten ihn; er machte sich aber die langen Arme frei, streifte die Kletten, die sich an ihn hängten, links und rechts von sich ab, und erreichte das Rathhaus. Hier sah's kriegerisch aus. Zwanzig wüthende, mit Besen, Ofengabeln und Krauthacken bewaffnete Amazonen belagerten die Thür, und donnerten mit Holzäxten daran. „Geliebte Frauen und Jungfrauen!" begann Herr Ballhorn in einem bittenden, kläglichen Tone, und wollte eine rührende Rede halten; aber eine alte, häßliche, etwas vornehmer als die andern gekleidete Furie sprang auf ihn los, packte ihn am Kragen und schrie: „Sagen Sie meine Herrinnen und Fräulein, oder Sie kommen nicht lebendig von

der Stelle!" — Er trotzte standhaft dem Tode, und sprach den gefoderten Gruß nicht aus, sondern drang mit Gewalt hin zur Thür, die von innen ein wenig für ihn geöffnet wurde. Da sie aber, weil die tollen Weiber mit hinein brechen wollten, so schnell als möglich wieder zugedrückt werden mußte, so gerieth sein linker Fuß, den er nicht geschwind genug nachzog, in die Klemme, und verlor den Schuh, den die Weiber sogleich mit wildem Geschrei auf einer Stange herum trugen.

Als nun alle Versuche, die Rathhausthür aufzusprengen, vergeblich waren, hielt die alte Rädelsführerin Kriegsrath, und eilte dann mit einigen ihres Gelichters ans nahe Spritzenhaus, dessen offene Thür ein abgelebter Spießbürger bewachte. Sie warfen den armen Teufel, der ihnen den Eingang verwehren wollte, wie einen Kegel zu Boden, bemächtigten sich einer Feuerleiter, und legten sie ans Rathhaus an. Die Belagerten wurden darüber höchst unruhig, rissen die Fenster auf, und schalten und wetterten grimmig. Daraus machten sich aber die aufrührischen Unholdinnen so viel, als ob Gänse zischten. Sie kletterten, wie Katzen, die Leiter hinauf. Die Rathsherrn feuerten mit schweren Folianten in Holz- und Hornbänden auf sie hinab,

gossen ihnen Tinte auf die Köpfe, und warfen ihnen Streusand in die Augen. Aber auch dieses Hagelwetter nicht achtend, erklommen sie das Fenster, wo der ganze Rath, um den Sturm abzuschlagen, in Schlachtordnung stand. Die jüngsten Mitglieder waren voran gestellt und hatten, da es zum Handgemenge kam, das schlimmste Loos. Die Vorfechterin riß zweien derselben die undeutschen Perücken vom Haupte, und warf sie unter das Volk. Bald darauf brachten die langen Borstbesen und Ofengabeln den Vortrab zum Weichen. Er drängte die hintern Reihen zurück; es entstand eine schimpfliche Flucht, und die Feste war erobert. Die Sieger hielten ihren Einzug durch's Fenster, öffneten dann die Pforte, und alle weibliche Schaaren, die sich auf dem Markte zusammengerottet hatten, drangen hinein.

Eine Viertelstunde nachher that sich die Pforte wieder auf; die Weiber strömten frohlockend heraus; ihre Hauptmännin hielt einen Bogen Papier in der Hand, stellte sich in der Mitte des Marktes auf eine Tonne, und las mit lauter Stimme:

„Wir Bürgermeister und Rath der Stadt Teut„lingen thun hiermit kund und zu wissen: daß Wir, „um zur Vertilgung des leidigen Franzosenthums

„das Unsrige beizutragen, einstimmig beschlossen ha-
„ben, die fremden Wörter Madame und Demoi-
„selle im gesellschaftlichen Leben zu verbieten, und
„die ehrhaften Benennungen Herrin und Fräu-
„lein an deren Stelle zu setzen. Solches wird,
„auf geziemendes Ansuchen unserer geliebten Mit-
„bürgerinnen, hiermit bekannt gemacht, und hat sich
„männiglich darnach zu achten.

„Gegeben zu Teutlingen am zwanzigsten Tage des
„Erntemonats im Jahr 1814.

„Leopold Zaunkönig,
„regierender Bürgermeister."

Jauchzen und Händeklatschen erschallte; ich aber mußte über das geziemende Ansuchen, woron ich Zeuge gewesen war, laut auflachen. Die Heroldin heftete die vorgelesene Verordnung an die auf dem Markte stehende Postsäule; die zufriedene Versammlung ging jubelnd aus einander, und die Herren des Raths schlichen, als der Weg rein war, beschämt in ihre Häuser.

Einige Tage darauf kam der Herr Bürgermeister Zaunkönig, ein kleines, geckenhaft behendes Männchen von ungefähr dreißig Jahren, nach Eichenberg zum

Besuch. Er bewies seinen Reichthum, der ihn zum Abgott der Teutlinger machte, durch einen zierlichen Wagen mit trefflichem Gespann. Auch seine altdeutsche Kleidung war außerordentlich fein, und stand ihm nicht übel. Nur das gefiel mir nicht, daß er Paulinen, wie ein Schmetterling, buhlerisch umgaukelte, und ihr tausend Schmeicheleien vorsagte. Freimund, der eben so wenig damit zufrieden war, und seinen verliebten Uebermuth demüthigen wollte, neckte ihn mit dem Siege, den die Herrinnen und Fräulein von Teutlingen über ihn und seine Mitherrscher davon getragen hatten. „Das Blättchen wird sich bald wenden;“ gab er lachend zur Antwort. „Ich habe der Landesregierung den Vorfall berichtet, und die Aufwieglerin, Frau Spitzmaus, wird mit gebührender Strenge gezüchtiget werden.“

Pauline fragte ihn, wer diese Person sey.

„Sie gehört zu einem erzfrechen Geschlechte;“ antwortete er: „sie ist die Wittwe eines Nachdruckers, der außer Landes, ich weiß nicht wo, sein Raubnest hatte. Erst vor einigen Monaten ließ sie sich hier nieder, und machte seitdem lauter schlimme Händel. Ich habe darauf angetragen, sie an den Pranger stellen zu lassen,

damit ihr die Ehre widerfahre, die man ihrem seligen Gemahl schuldig geblieben ist."

Das Gespräch lenkte sich nun auf einen gewissen Hofrath Bär, und aus allerhand verblümten Neckereien, womit Herr Zaunkönig Paulinen anstichelte, errieth ich mit Verdruß, daß abermal von einem Liebhaber die Rede war. Der Bürgermeister beklagte sich über ihn. „Wo er mich sieht," sprach er, bewitzelt er meine Gestalt, weil ich kein so vierschrötiger Mensch bin, wie er; und geb' ich ihm zu verstehen, daß er sich Unhöflichkeiten erlaube, so schlägt er sich auf den Bauch und sagt: Ich bin ein Deutscher! — gleichsam als hätte er deßhalb ein Recht, grob zu seyn. Aber er komme nur aus dem Bade zurück! Ich habe ihm eine scherzhafte Züchtigung zugedacht, und er soll sie bei einem Gastmahl erhalten, wozu ich Sie insgesammt vorläufig einlade."

Er verbeugte sich dabei auch gegen mich, und brach bald nachher seinen Besuch ab.

So standen also drei bedeutende Männer, ein Bürgermeister, ein Amtmann und ein Hofrath, als Nebenbuhler, mir gegenüber. Mehrere solche Herrschaften lauerten vielleicht noch im Hinterhalte; ich aber, der weder Amt noch Titelchen hatte, verlor dennoch den

Muth nicht: denn daß mir Pauline ein wenig gut war, offenbarten mir wider ihren Willen tausend kleine Kennzeichen von Liebe und Huld. Ich übergehe jedoch das alles jetzt und künftig mit Stillschweigen, weil es gar nicht meine Absicht ist, eine empfindsame Geschichte zu schreiben.

Nach Verlauf einer Woche erhielt ich von Herrn Ballhorn ein seltsam abgefaßtes Handbriefchen, worin er mir meldete: daß Frau Spitzmaus, die Rädelsführerin des neulichen Aufruhrs, auf landesherrlichen Befehl, des folgenden Tages am Schandpfahl ausgestellt werde. Zu diesem Schauspiele lud er mich ein, mit freundlichem Ersuchen, zuvor ein Frühstück bei ihm einzunehmen.

In Erwartung lächerlicher Auftritte ritt ich nach Teutlingen, und war schon um acht Uhr im blauen Himmel.

Der Herr Ordnei=Obsichter nahm mich sehr wohlwollend auf, und fragte sogleich: ob er mir mit einer Schale amerikanischen Fruchtkern=Trank dienen könne.

Ich begriff nicht, was er mir anbot.

„Ei, ei!" sagte er, vergaßen Sie schon, daß ich in

meinem Verdeutschbüchlein das französische Wort Chokolade so übersetze? — Ich könnte kürzer und bestimmter sagen: Cacao-Trank, denn Cacao ist wenigstens nicht französisch; aber ich hasse dieses Wort, weil es mich an die weiland beliebte Farbe **Caca du Dauphin** erinnert. — Es war eine hündische Kriecherei des Fransvolkes, sich in den Unflath seines Kronprinzen zu kleiden. Daß sich aber auch die Deutschen so bodenlos tief erniedrigten, und es ihm nachthaten, das ist uns eine ewige Schande. — Und fast eben so schimpflich wälzte sich auch einmal die ganze feine deutsche Welt im Pariser Straßenkothe, indem sie eine Farbe trug, die man **Boue de Paris** nannte." —

Ich stimmte lebhaft in diesen gerechten Tadel mit ein. Dagegen gestand ich ihm meine Verwunderung, daß er in seinem Brieflein auch alten, ehrlichen, ächtdeutschen Worten hart mitgespielt, und ihnen entweder den Schweif gestutzt oder sie auf andere Weise verstümmelt habe. „Sollte diese Sprachumwälzung," fuhr ich fort, „weiter um sich greifen, so würden dadurch alle bisher geschriebene deutsche Meisterstücke, besonders die poetischen, vernichtet."

„Fürchten Sie das nicht!" sprach er. „Bei neuen Auflagen lassen sich die alten Fehler leicht verbessern.

Ich selbst erbiete mich, die Werke verstorbener Dichter, zum Beispiel Klopstocks, Bürgers, Schillers und so weiter, bei einer Pfeife Tabak umzuarbeiten, und die hier und da, nach Ihrem Ausdruck, von mir gestutzten Schweife durch geschickte Füllwörtchen zu ersetzen.“ —

Da war's Kunst, das Lachen zu verbeißen!

Unter solchen lehrreichen Gesprächen kam die zehnte Stunde heran. Herr Ballhorn mußte nun aufs Rathhaus. Ich begleitete ihn bis dahin, und erstaunte nicht wenig, kein weibliches Wesen auf der Straße zu sehen. In den Häusern rings um den Markt waren alle Fenster geschlossen, und die Vorhänge der meisten dicht zugezogen. An einigen andern zeigten sich zwar Frauen und Mädchen, kehrten aber der Ehrensäule, an welcher ihre Heldin den Lohn der Tapferkeit empfangen sollte, den Rücken zu. Diese verächtliche Stellung galt aber auch vielleicht dem an der Postsäule angehefteten Rathsbefehle: daß künftig keine Herrinnen und Fräulein in Teutlingen herrschen, sondern nur Frauen und Jungfrauen bescheiden wandeln sollten. —

Auf Ansuchen des Stadtraths hatte der Amtmann den Landsturm seines Gebiets zu Roß und Fuß einrücken lassen, um die Weiber, wenn sie etwa auf's neue Sturm laufen wollten, im Zaume zu halten. Ein tüchtiger, gesetzter Forstbedienter befehligte die Reiterei; der Feldhauptmann des Fußvolks hingegen war ein vorwitziger und überthätiger Schulmeister, der sich mächtig in die Brust warf, entsetzlich viel Worte machte, und nicht aufhören konnte, sein ungelenkes und widerspenstiges Häuflein zu ordnen und zu richten.

Zur Abwechselung gab er auch einen lebendigen Beweis, wie leicht es damals war, jemand in den Verdacht unvaterländischer Gesinnungen zu bringen.

Es lief ein ältlicher, hagerer Mann, den ich Magister Günther nennen hörte, schnell und scheu über den Markt. Er war mit einem verwitterten leberfarbenen Rocke bekleidet, trug einen platten Hut unter dem Arme, und einen ungeheuern Haarbeutel an seinem kahlen Kopfe. „Seht, der ist französisch gesinnt; er trägt einen Haarbeutel!" sagte der naseweise Schulmeister zu einigen herum schwärmenden Straßenjungen. Sogleich verfolgte die Rotte den fliehenden Magister und schrie: „Haarbeutel-Günther! Französisch-Gesinnter!" Er fuhr in ein Haus, erschien bald darauf an

einem Dachfenster, warf den Haarbeutel auf die Straße, und rief: „Da, ihr Belialskinder! da zerreißt den Franzosen!" — Und das geschah auch sofort.

Indessen hatte die Glocke schon lange eilf geschlagen, und die Feierlichkeit am Pranger verzog sich noch immer. Da durchlief den Markt das Gerücht: die Herrin Spitzmaus habe in der deutschen National-Frauentracht öffentlich ausstehen wollen; als es aber der Rath nicht genehmiget, habe sie den trotzigen Entschluß gefaßt, im Reifrock zu prunken; und da man ihr dieß, weil der Reifrock eine widrige französische Erfindung sey, unbedenklich erlaubt habe, so kleide sie sich jetzt um, und das verursache den Verzug ihres Auftritts.

Dieses Gerücht hatte Grund. Gegen zwölf Uhr erschien sie wirklich im Reifrock und Schleppkleide, und bestieg mit kecken Schritten die Bühne, wo man, aus Furcht vor ihrer Lästerzunge, drei oder vier Fellraßler (nach unsers Johann Ballhorns Dolmetschung des Wortes **Tambour**) aufgestellt und ihnen befohlen hatte, aus Leibeskräften zu rasseln, so bald sie Schmähungen gegen die Obrigkeit ausstoße.

Eine Minute lang sah sie frech umher; dann erhob sie ihre Stimme, und sagte zu dem sie angaffenden Volke: „Denkt ihr, ich soll mich schämen? Nein, ich

schäme mich nicht. Ich habe für eine gute Sache gekämpft; aber Undank ist der Welt Lohn, sagte mein seliger Mann. — Ach, lebte der Edle noch! Er hat's wahrlich nicht um die Welt verdient, daß man mit seiner Wittwe so umgeht. Die vortrefflichsten Bücher gab er den Leuten um's halbe Geld, und Fürsten schützten ihn gegen seine Neider und Feinde. Aber meiner nimmt sich kein Mensch an. Ich stehe hier wie eine Missethäterin, weil ich ein Paar einfältigen Rathsherren die Perücken — —"

Hier fielen ihr die Fellraßler mit einem so gewaltigen und anhaltenden Getöse ins Wort, daß sie, aller Anstrengung ungeachtet, keinen vernehmlichen Laut wieder aufbringen konnte.

Als sie die gehörige Zeit zur Schau gestanden hatte, ward sie zur Stadt hinaus geführt, und bedeutet, sich nicht wieder darin betreten zu lassen. Sie wandte sich, wie man sagt, in ihre alte Heimath zurück, und heirathete dort wieder einen Nachdrucker, der durch seine Geschäfte geübt war, sich über Ehre und Schande hinweg zu setzen, und folglich auch kein Bedenken trug, eine vom Pranger kommende Dame zum Altar zu führen.

Wenige Tage darauf kam der Hofrath Bär nach Eichenberg, um seine Rückkunft zu melden. Ich sah den breiten, wohlgenährten Mann aus dem Wagen steigen und über den Hof gehen. Sein trotziges Gesicht, plumper, schwer aufstampfender Gang, und noch mehrere Merkzeichen der ihm nachgesagten Ungeschliffenheit machten mich nach seiner Bekanntschaft nicht lüstern, und ich nahm keinen Antheil an seinem Besuche.

Das ihm aufgehobene Gastmahl des Bürgermeisters ging bald darauf vor sich. Wir wurden, mittelst einer Karte, auf deutsche Hausmannskost eingeladen, und diese Worte waren dreifach unterstrichen. Freimund und Pauline ahnten schon aus diesem Umstande eine gegen den Hofrath angelegte Neckerei; denn sie kannten ihn als einen Leckermund, der es sehr übel nahm, wenn man ihm nur Hausmannskost vorsetzte.

Der Saal war mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt; alle Gäste erschienen in altdeutscher Tracht; nur wir, das Kleeblatt von Eichenberg, machten davon eine Ausnahme, und wurden deßhalb von allen Seiten gescholten. Der Amtmann, der Hofrath, der Obsichter, die Vornehmen des Raths, und noch acht oder zehn andere, mir unbekannte Personen, bildeten

die Gesellschaft. Der merkwürdigste Mann unter den letztern war der Doctor Matz, der Arzt des Städtchens, eine drollige kleine Kürbisgestalt, mit einem Kupfergesichte.

Als wir uns zur Tafel gesetzt hatten, ward ein Stück Rindfleisch, mit Meerrettig und anderer gemeiner Zukost, aufgetragen. „Keine Suppe?“ — murrte der Hofrath. „Nein!“ sagte der Bürgermeister. „Ich will heute meine werthen Gäste mit einer ächt vaterländischen, kerndeutschen Mahlzeit bewirthen. Rindfleisch ist kräftig und derb, wie der ehrliche Deutsche; aber die flüssige Suppe gleicht dem immer schwankenden, unzuverlässigen Franzmann, und ward auch wahrscheinlich von ihm erfunden.“

„Der Name ist unstreitig fransisch;“ sprach der Obsichter. „Doch läßt er sich bequem durch Gelöffel verdeutschen. Man kann sagen: Weingelöffel, Biergelöffel, Milchgelöffel, und so weiter.“

„Ich möchte nur,“ entgegnete der Bürgermeister, „kein junges, artiges Frauenzimmer auf ein Gelöffel einladen. Das würde sehr zweideutig klingen.“

Es ward gelacht; der Hofrath allein blieb ernsthaft und knurrte: „Eine gute Brühsuppe, deutsch oder fransisch, wäre mir lieber als all' die Wortklauberei.“

Er rührte, in Hoffnung besserer Zeiten, das Rindfleisch wenig an. Aber auch die zweite Tracht entsprach seiner Erwartung nicht. Sie bestand aus Schinken, mit Erbsen, Klößen und ganz alltäglichen grünen Gemüsen. Der unzufriedene Gast aß keinen Bissen davon, ungeachtet ihn der Wirth ermahnte: er möge sich vorsehen, daß er nicht hungrig vom Tische aufstehe.

Die dritte Schüssel brachte einen Hecht, der, nach seiner Größe, ein Fürst der Wasserwelt gewesen war. Aber der Hofrath hatte keine Achtung vor ihm. „Das verdammte Raubthier," sagte er laut, „hat wohl alle Forellen und Aale verschlungen, daß wir keine zu sehen bekommen."

„Der Fisch ist gut!" rief Doctor Matz. „Er will aber schwimmen, und ein Deutscher trinkt gern." — Damit stürzte er seinen Pokal aus; denn, statt der Weingläser, standen große Humpen auf dem Tische, und wurden fleißig mit köstlichem Rheinwein gefüllt.

Jetzt erschien ein Harfenspieler in einem langen Gewande. Er setzte sich unweit der Tafel, griff in die Saiten, und sang ein Lied zum Ruhm und Preis der alten deutschen Zeit, und ein anderes zum Lobe der Frauen. Das letztere, das höchst wahrscheinlich der verliebte Bürgermeister selbst gedichtet hatte, krönte

Paulinen zur Königin des Festes, und bezeichnete sie, ohne Nennung ihres Namens, so deutlich, daß sie die Augen niederschlagen mußte, indeß ihre Verehrer dem Sänger Beifall zuklatschten, und auf ihr Wohl die Humpen leerten. Zu meinem Erstaunen mischte sich auch der Doctor unter das lärmende Chor der Anbeter, und bezeugte sich sogar noch feuriger als die übrigen: denn er trank auf Paulinens Gesundheit zwei volle Humpen, und die andern weihten ihr nur Eine.

Hierauf sang der Harfner folgendes Spottlied:

An die Franzmänner.

Ei! wie habt ihr Ueberklugen
Mit den Deutschen es versehn,
Daß sie euch so tapfer schlugen,
Und sich drob nicht wenig blähn?

Denken denn die Undankbaren
Keinen Augenblick daran,
Was ihr seit viel hundert Jahren
Ihnen Gutes habt gethan?

Eure Sprache, eure Moden,
Gabt ihr ihnen, wie bekannt;
Sandtet auch vom Vaterboden
Große Künstler in ihr Land.

Kammerdiener, Gouvernanten,
Köch' und Tänzer zogen ein,
Und die deutschen Elephanten
Lernten leicht und zierlich seyn.

Und für diese reiche Spende,
Schmückend Körper, Geist und Haus,
Batet ihr euch nichts am Ende
Als die deutsche Freiheit aus. —

Ja, ein Weilchen gab man Proben
Treuer Dienstbeflissenheit;
Aber bald begann ein Toben
Ueber diese Kleinigkeit.

Alle Männer, alle Weiber,
Klagten über Zwang und Drang,
Und der Kiel der Bücherschreiber
Nannte frech euch kurz und lang.

Und indeß man, wie besessen,
In die Lärmtrompete stieß,
Schlug das Kriegsvolk euch vermessen
Bis ins heilige Paris.

Aber laßt die Donnerwolke
Nur getrost vorüberziehn!
Euch kann doch beim deutschen Volke
Neues Herrscherglück erblühn.

Fährt es fort euch nachzuahmen,
Bleibt es eurer Sprache treu,
So entsprießt aus diesem Samen
Einst ihm wieder Sclaverei.

„Das verhüte Gott!" rief Herr Ballhorn. „Wenigstens an uns sollen sie diese Freude nicht erleben. Wir werfen ihre Sitten und Sprache zur Stadt hinaus, und ganz Deutschland möge sich an uns spiegeln."

„Amen, das werde wahr!" fiel der Doctor ein, und bekräftigte seinen Wunsch mit einem tüchtigen Trunke. Diesem poetischen Zwischenspiele folgte der höchst prosaische Auftritt eines Lammsbratens mit weißen Rüben. „Sehen Sie hier," sagte der Bürgermeister, ein merkwürdiges, ächt deutsches Gericht! — Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, der edle Kämpfer für deutsche Freiheit, ward mit Lammsbraten und weißen Rüben von seiner Hausfrau bewirthet, als er einsmals von einem glücklichen Zuge in seine Burg

zurück kam, und einen gefangenen Gast, den Ritter Weislingen, mitbrachte.

„Ich durfte nicht Götz seyn!" rief der Hofrath. „Ich hätte das Weib meine schwere eiserne Hand fühlen lassen, wenn mir nichts besseres aufgetischt worden wäre."

Er wandte sich dann zu mir, den das Loos getroffen hatte, sein Nachbar zu seyn, und sagte vertraulich: „Nun haben wir, Gott sey Dank! die Vexiermahlzeit überstanden; nun wird unser spaßhafter Herr Wirth den rechten Schmaus anfangen lassen. Ich freue mich nur, daß ich so klug war, mich mit jenen gemeinen Philisterspeisen nicht anzufüllen."

Er ließ denn auch den ritterlichen Braten mit Verachtung bei sich vorübergehen. Wir andern aßen, ohne uns an sein Hohnlächeln zu kehren, unsern Theil davon. Hierauf kam ein Weinmuß für die Frauen, und zugleich der Nachtisch, der nichts enthielt, als Butter und Käse, ein paar Teller Obst, und eine Schüssel mit gebratenen Eicheln, die der Bürgermeister für die Urkost unserer Altvordern ausgab, und deutsche Kastanien nannte. Dennoch aber wies jedermann die herbe Frucht mit Lachen von sich.

„Nun Scherz bei Seite, Herr Bürgermeister!“ rief mein Nachbar. „Lassen Sie gefällig auftragen, was Sie uns im Ernste bestimmten.“

„Sie schweben in einem seltsamen Irrthum, bester Herr Hofrath!“ versetzte Jener. „Unsere einfache deutsche Mahlzeit ist völlig vorbei.“

Er machte große Augen, und wollte das nicht glauben; als es ihm aber der Schalk nochmals versicherte, ward er unbeschreiblich grob, und foderte gebieterisch die abgetragenen Speisen zurück. Sie wurden gebracht, und er aß wie ein Wolf.

Aber auch diesen Nothgenuß verbitterte ihm der Harfner durch den Gesang nachstehender Romanze.

Zaunkönig und Bär.

Ein Zaunkönig und ein Zottelbär,
Das waren verwünschte Prinzen.
Sie zogen vereint in der Welt umher,
Und hatten nicht Kleider, nicht Münzen.

Prinz Bär war grob, und bekam dafür
Mitunter tüchtige Prügel;
Allein das kleine geflügelte Thier
War ganz der Höflichkeit Spiegel.

Sie mußten, Kraft der Verzauberung,
Die Menschheit so lange missen,
Bis eine Prinzessin, schön und jung,
Sich frei entschloß, sie zu küssen.

Drum wanderten beide sich müd' und matt,
Und schweiften nach allen vier Winden,
Um irgend in einer Königsstadt
Entzaubernde Küsse zu finden.

Einst sah'n sie ein reizendes Fürstenkind,
Umgeben von Zofen und Schranzen,
Im Grünen, umfächelt vom Abendwind,
Mit andern Prinzessinnen tanzen.

Prinz Bär, gleich verliebt bis über's Ohr,
Thät sich nicht lange besinnen,
Und brach, wie ein Sturm, aus dem Wald hervor,
Um Minnesold zu gewinnen.

Die Tanzgesellschaft hatte nicht Lust,
Den wilden Besuch zu erwarten:
Sie floh, mit Geschrei und bebender Brust,
In einen ummauerten Garten.

Der täppische Buhler legte sich kühn
Am Gitterthor auf die Lauer.
Da stürmte von allen Seiten auf ihn
Ein Steinregen über die Mauer.

Indessen hatte sein kleiner Gesell
Sich in den Garten geschwungen,
Und sang so wunderlieblich und hell,
Als nie seines Gleichen gesungen.

Die schöne Prinzessin sah empor;
Doch zitterte sie vor dem Bären,
Und konnte jetzt kein ruhiges Ohr
Dem freundlichen Vöglein gewähren.

Es flog zu dem Brummer hinaus und sprach:
„Du hast dich übel empfohlen!" —
„Was thut's?" versetzt' er. „In ihrem Gemach
Will ich nun Küsse mir holen.

Uns soll und muß in künftiger Nacht
Ein rascher Ueberfall glücken.
Ich dring' ins Schloß durch die fliehende Wacht,
Und trag' dich hinein auf dem Rücken."

„Schön Dank!" rief spöttelnd das Königlein:
„Da würd' ich zehnmal erschlagen!
Denn schrecklich wird man den Buckel dir bläun,
Beginnst du den Einbruch zu wagen." —

Es wurde Nacht, und der lüsterne Bär
Ging schnoppernd herum an den Thoren.
Er fand bald eins, wo Herz und Gewehr
Die feigen Wächter verloren.

Und als sie vor ihm mit Hasenlauf
Die Flucht ins Weite genommen,
Stieg er die Marmortreppen hinauf,
Um zu der Prinzessin zu kommen.

Ach! aber in dem Trabantensaal
Von seinem Unstern gewiesen,
Umringten ihn, starrend von Erz und Stahl,
Wohl dreißig gewappnete Riesen.

Die Schwerter ziehend, mähten sie schnell
Ihm beide Ohren vom Kopfe,
Und mühsam bracht' er sein blutendes Fell
Durch schleunige Flucht aus der Klopfe.

Prinz Zaunkönig suchte während der Zeit
Sein Glück auf geschicktere Weise.
Er machte sich, unter des Mondes Geleit,
Behutsam und still auf die Reise.

Die warme, ruhige Sommernacht
Hielt ihm die Schloßfenster offen;
Die Zimmer durchhellte der Ampeln Pracht,
Und bald war das rechte getroffen.

Er sah die Prinzessin, schön wie ein Bild,
Im süßesten Schlummer liegen,
Und zögerte nicht, von Lieb' erfüllt,
Auf's seidene Bettchen zu fliegen.

Er weckte sie mit munterm Gesang;
Aufblitzten die Aeuglein, wie Sterne.
Doch lauschte sie still drei Minuten lang,
Damit er nicht scheu sich entferne.

Sein Schnäbelein wagte, mit feiner Art,
Ihr Schwanenhändchen zu tippen.
Da faßte sie ihn und streichelt' ihn zart,
Und küßt' ihn mit rosigen Lippen.

Schnell wuchs das Vöglein ihr aus der Hand,
Warf sich auf den Fußteppich nieder,
Verwandelte sich im Hui, und erstand
Als blühender Jüngling wieder.

Sie fuhr zusammen mit einem Schrei,
Doch war sie ihm plötzlich gewogen;
Und kurz, kaum huschten acht Tage vorbei,
So ward die Vermählung vollzogen.

Sein Unglücksgefährte vernahm die Mähr,
Und wollte sich wüthend entleiben.
Er ist noch bis heut' ein plumper Bär,
Und wird es sein Leben lang bleiben.

Bei den letzten Worten sprang der Hofrath hastig auf; der Harfenspieler sah sich erschrocken um, und machte sich schnell aus dem Staube. „Das rieth ihm

Gott, Herr Stadtmusikant!" donnerte der Hofrath ihm nach, und setzte sich mit funkelnden Augen wieder an seinen Ort.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Bürgermeister gelassen.

„Das will ich Ihnen morgen unter vier Augen — und allenfalls unter vier Händen — erklären;" antwortete Jener, und that sich, durch die Romanze gezähmt, augenscheinliche Gewalt an, nicht mehr zu sagen.

Es entstand eine bängliche Stille, die jedoch der Amtmann nur eine halbe Minute dauern ließ. Dann fing er an, die Güte zu pflegen, und es kam halb und halb ein Vergleich zu Stande.

Als wir vom Tische aufgestanden waren, wurde Warmbier in Kaffeeschalen dargeboten.

„Wieder ein neuer Eulenspiegelstreich!" rief der Hofrath, mit gezwungenem Lächeln. „Warum denn kein Kaffee?"

„Weil wir wiedergeborene Altdeutsche sind;" sagte der Bürgermeister. „Wir enthalten uns daher eines ausländischen Getränks, das unsere Urväter nicht kannten."

„Sehr wahr!" fiel der Doctor ein. „Doch Warmbier tranken sie schwerlich nach Tische. Sie fingen's

da beim Becher wieder an, wo sie es bei der Mahlzeit gelassen hatten."

Der Bürgermeister verstand den Wink, und ließ frischen Wein bringen. Zugleich aber ward uns Eichenbergern, und den Frauenzimmern insgesammt, Kaffee gereicht.

„Nun, was für ein Vorrecht haben denn Diese?" brummte der Hofrath.

„Die Herren von Eichenberg," entgegnete der Bürgermeister, „zeigen durch ihre Kleidung, daß sie heute noch keine Altdeutsche sind, und mit dem schwächern Geschlechte, das sich ungern vom Kaffee trennt, muß man Anfangs einige Nachsicht haben."

Der Hofrath schüttelte den Kopf, und sagte zu den übrigen, vom Kaffee ausgeschlossenen Männern: „Kommt, wir wollen uns am Weine rächen." — Sie becherten nun weidlich. Das empfand der Trinktisch, um den sie sich gestellt hatten. Wer das Gleichgewicht verlor, schob ihn den gegenüber stehenden Zechern auf den Leib, und diese gaben taumelnd den Stoß zurück. Dabei ward der deutschen Freiheit manches Lebehoch gebracht. Aber indem sie so auf Freiheit pochten, waren einige von ihnen gefesselte Sclaven, die mit gläsernen Augen sehr demüthig um einen Gnadenblick von

Paulinen flehten. Sie hatten auch mit Vater Freimund viel abzumachen. Einer nach dem andern führte ihn in ein Nebenzimmer, und kam von der geheimen Unterredung mit heiterm Angesichte zurück.

Freimund, dem der Ton der Gesellschaft nicht gefiel, ließ zeitig anspannen. Da erhob sich, als es ruchbar wurde, ein großer Aufstand. Der Bürgermeister bat dringend, noch länger zu verweilen, und Paulinens Liebhaber brauchten Gewalt, indem sie unsere Hüte, Handschuhe und anderes Eigenthum in Beschlag nahmen, um uns zum Bleiben zu zwingen. Standhaft setzten wir aber unsern Willen durch, und brachen auf. Der Abschied zog Paulinen viel ungeschickte Zärtlichkeiten zu; ihr Vater hingegen bekam zu gleicher Zeit neue derbe Verweise, daß er nicht in altdeutscher Kleidung erschienen war, und der Amtmann, des Strafens gewohnt, legte ihm sogar die Buße auf, nächstens ein deutsches Fest zu geben.

„Etwa ein Turnier!“ sagte der Bürgermeister.

„Ja, ein Turnier! ein Turnier!“ rief ein zehnstimmiges Echo.

„Turnei!“ fiel der Obsichter nachdrücklich ein. „Turnier ist wegen seiner ausländischen Endung verwerflich.“

„Nun, so gebt uns ein Turnei, lieber Freimund!“ sagte der Amtmann. „Und der Preis des Sieges — oder, in der Rittersprache zu reden, der Dank — sey eine gewisse köstliche Perle! — Ihr wißt schon!“ —

„Das kann ich nicht versprechen;“ antwortete Freimund. „Doch eine, mit Schranken umzogene Rennbahn steht zu Diensten. Da mag, wer Lust hat, turnieren!“ —

„Turnen! turnen!“ rief der Obsichter, und drohte sträflich mit dem Zeigefinger.

Am folgenden Tage sagte Freimund zu mir: „Ich will aus gewissen Ursachen die Narren in Teutlingen zum Narren haben, und ihnen ein Kampfspiel veranstalten. Die Herren Flau, Bär, Zaunkönig und Matz sind beritten; sie mögen sich also auf ihre Streitrosse schwingen, und Lanzen mit einander brechen. Es gehört aber in meinen Plan, daß keiner von ihnen am Ende Sieger bleibt, und auf den Ritterdank Anspruch machen kann. Irgend ein Anderer muß zuletzt den tapfersten Kämpfer aus dem Sattel heben, und diese Rolle übertrage ich Ihnen, Freund Otto! Ihrer Jugendkraft und Gewandtheit ist es ein Leichtes, mit den steifen

Männern und Männchen fertig zu werden, und der Ihnen bestimmte Dank wird Sie erfreuen."

Die letzten räthselhaften Worte machten mich aufmerksam. Sollte wohl, sagte ich zu mir selbst, Pauline darunter gemeint seyn? Hat der Vater euer Verständniß belauscht? und will er das Mädchen lieber dir gönnen, als einem jener vier Herren, die vielleicht in der gestrigen Trunkenheit um sie warben? — Diese Möglichkeiten und Ahnungen bewogen mich sogleich zur Erklärung, daß ich die Posse mitspielen wolle. Es war mir auch nicht bange, den Sieg über meine Gegner davon zu tragen, weil ich mich in frühern Jahren, als ich die Reitbahn besuchte, im Ringelrennen fleißig geübt, und manchen pappenen Türken und Chinesen niedergehauen hatte.

Das Ausschreiben des Turniers, die Anschaffung der Harnische und andern Erfordernisse, die auf der Tummelbahn gehaltenen Vorübungen, und überhaupt alle vorläufige Anstalten, worüber ein ganzer Monat verfloß, übergehe ich mit Stillschweigen. Ich rüstete mich in geheim, und ließ niemand merken, daß ich mich mit den obgenannten vier Rittern messen wollte. Im Gegentheil stellte ich mich, in ritterlichen Turnkünsten ganz unerfahren zu seyn.

Am Kampftage erschienen die Ritter folgendermaßen gerüstet:

Ritter Flau ragte auf einem großen, stattlichen Rappen, wie ein Thurm, über die andern hervor. Sein stahlblauer, gefirnißter Harnisch war, gleich den Panzern der übrigen Ritter, von starker Pappe zusammengeleimt. Seinen Schild zierte ein sinnreiches Gemälde. Es zeigte die Göttin der Gerechtigkeit, in Paulinens Gestalt, mit einer Wage in der Hand. In der rechten Schale thronte sehr kennbar der Ritter, und überwichtig sank sie mit ihm; in der linken Schale hockten seine drei Nebenbuhler jämmerlich auf einander, und schnellten hoch in die Luft.

Ritter Zaunkönig, goldfarben geharnischt, ritt ein so hohes Roß, daß er es nicht anders, als mittelst einer Leiter, erstiegen haben konnte. Das Sinnbild seines Schildes war ein kleines Vögelchen, das auf einem Zaune saß, und eine im Schnabel haltende Rose einem schönen Fräulein überreichte.

Ritter Bär strotzte auf einem Karngaule, der so plump war, als er selbst. Sein Harnisch war eisengrau, und im Schilde führte er einen schwarzen Bären, auf welchem ein Liebesgott ritt, und ihn am Zügel lenkte.

Ritter Matz glich ganz dem alten Silenus. Benebelt, wie Dieser, hing er schwankend auf einem kleinen grauen Rößlein, das einem Esel ähnlicher sah, als einem Pferde. Seine Rüstung hatte die Farbe der Nacht, und auf dem Schilde war er selbst, als Besieger des Todes, dargestellt. Der Tod kniete vor ihm, und schien um sein Leben zu bitten; aber der übermüthige Sieger schlug ihm eine große Arzneiflasche am hohlen Schädel entzwei. Neben ihm stand Pauline, und setzte ihm einen Kranz auf.

Das waren die vier Ritter, die sich auf der Stechbahn einstellten. Außerhalb der Schranken hatte sich ganz Teutlingen gelagert. Pauline und die übrigen Frauen saßen auf einer erhöhten Bühne. Ich aber, mit einem Blechharnisch bekleidet, hielt zu Pferde hinter einem nahen Hügel, wo ich den Kampf sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Trompeten foderten auf, das Ritterspiel zu beginnen. Zaunkönig sprengte zuerst hervor, und band, um das dünnste Brett zu bohren, mit dem dicksten Ritter an. Herr Matz ließ sich eine Weile necken, ehe er den Rückenhalt der Schranken aufgab. Als er sich endlich ins Freie wagte, rannte Zaunkönig, mit vorgestreckter Lanze, gegen ihn an, als wollte er ihn durch und

durch stoßen. Das war nicht zu befürchten, weil die Lanzen, dem geschlossenen Vertrage gemäß, keine Spitzen, sondern lederne, mit Baumwolle ausgestopfte Köpfe hatten; dennoch war dem feigen Matz vor dem drohenden grimmigen Stoße so bange, daß er sich rückwärts von seinem Grauchen warf, und eilig davon lief. Ein allgemeines Gelächter überschallte das Geschmetter der siegverkündenden Trompeten.

Der Ausreißer hatte seinen Helm verloren. Zaunkönig häckelte ihn mit seiner Lanze geschickt von der Erde auf, und wollte Paulinen dieß Siegeszeichen überreichen. Ritter Bär verrannte ihm aber den Weg, und legte die Lanze gegen ihn ein. Zaunkönig nahm die Ausfoderung an; sie stürzten auf einander los; Bär bekam einen ohnmächtigen Puff auf die pappene Brust, und blieb unverrückt im Sattel. Aber beim zweiten Rennen ward Zaunkönig mit einem kräftigern Stoße begrüßt, und saß plötzlich, wie ein Frosch, im Sande. „Sehn Sie," sagte Bär, „diese Kraft meines Armes verdank' ich den kernhaften Speisen, die ich neulich bei Ihnen genoß." — Zaunkönig sprang mit Rachgier empor, und strebte hastig, seinen hohen Gaul zu erklimmen. Bei dieser vergeblichen Anstrengung platzte sein goldener Harnisch an verschiedenen Orten auf, und

gab ihm das Ansehen einer von Kindern zerrissenen Puppe. Dadurch noch wilder gemacht, zog er sein Schwert, um seinen hohnlachenden Feind damit zu züchtigen. Doch Freimund und einige andere friedliebende Männer eilten herbei, entwaffneten ihn durch freundliches Zureden, und führten ihn aus den Schranken.

„Nun machen wir unsern Tanz!“ rief Flau dem Sieger zu. „Das versteht sich!“ antwortete Dieser mit einem übermüthigen Tone, als sey er unüberwindlich. Sie stellten sich in möglichster Entfernung einander gegenüber. Bär schien entschlossen, Roß und Mann zu Boden zu rennen; so stürmend ritt er an. Plötzlich aber stolperte sein ungelenkes Thier über seine eigenen Beine, und er schoß mit der Nase in den Sand. Er raffte sich schnell wieder auf; doch sein Verhängniß hatte ihm diesen Platz bestimmt. Flau, stärker und geschickter als er, stach ihn beim zweiten Angriff vom Pferde, und er fiel eben dahin auf den Rücken, wo er zuvor die Erde geküßt hatte.

Ich flog jetzt hinter dem Berge hervor, und in die Stechbahn hinein. Die Zuschauer empfingen mich mit langen Hälsen und frohen Gesichtern; aber Herr Flau sah mich finster an, weil er schon den Kampfpreis gewonnen zu haben glaubte, und ihn nun wieder auf's

Spiel setzen mußte. Ich ritt zu den Frauen hin, senkte den Speer vor Paulinen, tummelte dann meinen Schimmel, und erbat mir von dem schelsüchtigen Ritter die Ehre, eine Lanze mit ihm zu brechen. Wild begab er sich an den gehörigen Ort, und stürzte, wie ein Bergfall, auf mich los. Doch der Zorn machte ihn blind; er verfehlte mich, schoß bei mir vorbei, und sein Rappe, der halb und halb mit ihm durchging, hätte beinahe die Planken übersprungen. Die daran sitzenden Zuschauer flohen mit Schrecken, und purzelten im Getümmel über einander. Wir machten hierauf den zweiten Ritt, und gaben und empfingen beiderseits tüchtige Stöße, die jedoch den Wettstreit nicht entschieden. Erst beim dritten Rennen gelang es mir, den tapfern Kämpen so zu erschüttern, daß er die Bügel verlor, und nach fruchtlosem Ringen, sich auf dem Pferde zu erhalten, hinab mußte. „Hol' der Henker das Kinderspiel!" rief er aus, und verließ den Schauplatz.

Ich sah mich um, ob jemand vorhanden sey, der des Amtmanns Niederlage rächen und mich aus dem Sattel heben wolle; aber die Rennbahn blieb leer, und bald erschien ein Herold, der ausrief! „Das Tur=

nier ist vorbei! Die Herren Ritter werden geladen, sich im hiesigen Schlosse einzufinden, und, nach erfolgter Austheilung des Dankes, ein Ehrenmahl zu genießen."

Mir klopfte das Herz; ich folgte zaghaft dem Rufe. Die andern vier Kämpen stellten sich, ungeachtet sie keinen Dank zu erwarten hatten, ebenfalls ein. Auch die ganze vornehme Welt von Teutlingen war zu Freimunds Tafel geladen, und zog vom Turnplatze dahin. Freimund rief mich und meine vier Waffenbrüder in ein abgesondertes Zimmer, und sagte zu Diesen: „Meine Herren, Sie eröffneten mir neulich an Einem Tage und in Einer Stunde einen gleichstimmigen Wunsch, und eben denselben hatte ich schon lange vorher in den Augen meines hier gegenwärtigen jungen Gastfreundes gelesen. Da gedachte ich der biblischen Worte: Das Loos stillet den Hader, und stellte das heutige Turnier an, um die Entscheidung der Sache dem Waffenglücke zu überlassen. — Es begünstigte meinen Gastfreund, und er soll vor Ihren Augen den ausgesetzten Preis empfangen." —

Mit diesen Worten ging er in ein Nebengemach, kam sogleich, Hand in Hand mit Paulinen, wieder zurück, und sagte: „Hier, Otto, ist Dein Dank! — Ich hoffe, mir damit Euren Dank, meine Kinder, zu verdienen." —

Stumm vor Freude warfen wir uns ans väterliche Herz, und ich hörte, wie im Traume, daß die vier Herren hinter mir verdrießliche Worte ausstießen, und zornig fortgehen wollten. Schnell aber besann sich der Doctor eines Bessern. „Hört, ihr Korbgesellen!" rief er: „wir wären Thoren, wenn wir Freimunds herrliche Weine im Stiche ließen. — Nein, wir wollen uns gütlich thun, und wer dann noch schmollen will, der schmolle!"

„Ein guter Rath!" sagte Freimund. „Es war nicht möglich, daß Sie insgesammt meine Schwiegersöhne werden konnten. Wollen Sie deßhalb aufhören, meine Freunde zu seyn?"

Die Herren gingen in sich und — zur Tafel, wo selbst der Hofrath, der seinen Mißmuth vorher am härtesten aussprach, durch einen Ueberfluß leckerhafter Speisen geschweigt und versöhnt wurde.

Ich wohne seitdem in Eichenberg, als Mitbesitzer des schönen Gutes, und mein junges, liebes Weib zaubert es mir zu einem Paradiese. Vater Freimund hat sich noch nicht zur altdeutschen Tracht bequemt, und im Sprechen und Schreiben entwischt ihm noch manchmal ein Bankart oder Barstardwort. Aber bei dem allen ist er der biederste Kernmann, den ich kenne, und es würde, auch ohne der Teutlinger wohlgemeintes Spiel mit der altdeutschen Puppe, gut um Deutschland stehen, wenn jeder deutsche Mann an Tugend ihm gliche.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbeins prosaische Werke

Bd.: 2

Stuttgart 1836

P.o.germ. 1726 o-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124110-4